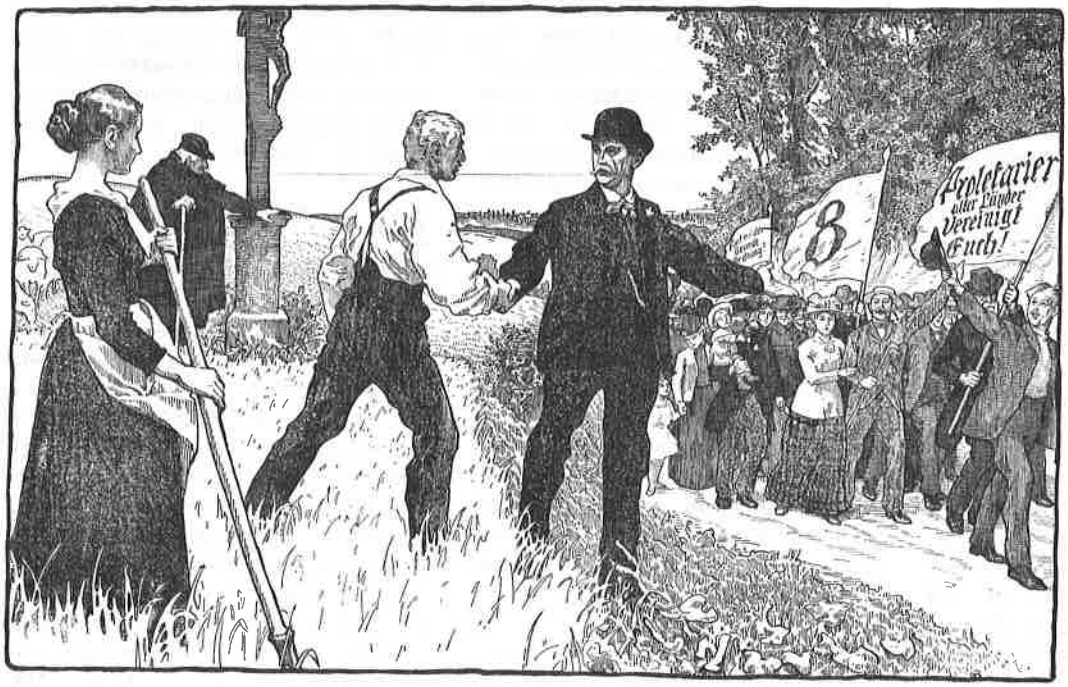
DISS-Journal

Zeitung des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung (DISS)

2 / 1998



Nie mehr arbeitslos!

Was kein Politiker mehr zu sagen wagt, das verspricht der neue Bericht an den Club of Rome: Die Arbeitslosigkeit wird abgeschafft, radikal und vollständig, und zwar für alle Menschen von 18 bis - man höre und staune - 78 Jahren.

Unter dem Titel „Wie wir arbeiten werden" ist der Bericht, verfaßt von dem Ex-Manager Giarini und dem Ökonomen Liedtke, nun auf Deutsch erschienen. Club-Mitglied Ernst Ulrich von Weizsäcker lieferte ein begeistertes Vorwort, und die meisten Medien kommentierten positiv: Die Vorschläge seien visionär, aber machbar, eine sozialverträgliche Alternative zum ansonsten unvermeidbaren „amerikanischen Weg" zu Billiglöhnen und wachsender Armut. Vor allem das sogenannte „Drei-Schichten"-Modell, tatsächlich ein zentrales Element des Berichts, hat gute Chancen, sich in der Debatte zu etablieren - als geschickte Lösung, mit der man Millionen Erwerbslose integriert, ohne die Kosten wesentlich zu erhöhen.

Für ihr Zukunftsmodell gliedern Giarini und Liedtke alle gesellschaftliche Arbeit, wo und wie auch immer sie geleistet wird, in drei Schichten. Was traditionell als normale Erwerbsarbeit gilt, erfassen die Autoren als „zweite Schicht" - eine zunächst überraschende Degradierung, aber durchaus effektvoll. Denn nun muß - quasi natürlich und organisch - auch eine „erste Schicht" existieren, als notwendige Grundlage gewissermaßen. Die Autoren sprechen denn auch von einer „Basisschicht der Arbeit" - und weisen damit der „ersten Schicht" geradezu elementare Bedeutung zu. Was die Autoren „erste Schicht" nennen, erinnert zunächst an ein gigantisches ABM-Programm: Der Staat garantiert darin jedem und jeder von 18 bis 78 Jahren eine Arbeit von 20 Wochenstunden, bezahlt in der Höhe eines Mindesteinkommens, das eine „bescheidene Existenz" sichert. Als Beschäftigte der „ersten Schicht" sehen die Autoren nicht nur Arbeitslose. Vielmehr soll das gesamte Arbeitsleben dadurch „flexibler" werden: In jeder Lebensphase, vom Studium bis zur Rente, sollen

Aus dem Inhalt

Wie das Klonen von Menschen in den Medien zur Normalität wird

Der Euro und die DVU

Mit einem Mythos geschlagen: Nachlese zum Streik an den Hochschulen

Linke essen Diskurs auf

Trauerarbeit im Männerbund: Nachrufe auf Ernst Jünger

Aus dem Tagebuch einer Sozialdetektivin: Die Fälle der Karla Kowalski

Surfing DISS: Bei Rassismus kommt Anti-Rassismus

Außerdem: Krimskrams, Buchbesprechungen, Veranstaltungshinweise, Hoffnung und Zuversicht

Impressum

Das DISS-Journal wird herausgegeben vom Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS)
Realschulstr. 51
47051 Duisburg
Tel.: 0203 / 20249
Fax: 0203 /287 881
http://members.aol.com/dissdui/index.htm
Druck:
MR-Schnelldruck
Detlev Meisl,
Beguinenstr.57
47228 Duisburg

Menschen in der „ersten Schicht" erwerbstätig sein. Hinzu kommt schließlich die „dritte Schicht": Sie erfaßt Tätigkeiten, deren Marktwert entweder nicht berechnet wird (z.B. Hausarbeit, Krankenpflege und Kindererziehung in der Familie) oder nicht berechenbar ist (z.B. ehrenamtliches Engagement in Vereinen). Solche unbezahlte Arbeit wollen die Autoren erheblich aufgewertet sehen; sie werde zuwenig anerkannt und von den Ökonomen vernachlässigt.

Endlich scheint hier akzeptiert, was Gewerkschaften und Feministinnen fordern: das Recht auf Arbeit für alle und die ökonomische Würdigung der Hausfrauen-Tätigkeit. Überdies sparen die Autoren nicht an Philosophie und politisch korrekten Forderungen: Besonders den Alten, den Jugendlichen und den Frauen gilt ihre Sorge; über die „erste Schicht" sollen diese Gruppen besser integriert werden. Denn „Arbeit" sei nicht nur Geldverdienen, sondern „der augenfälligste und grundlegendste Ausdruck unserer Persönlichkeit und unserer Freiheit". Kurz gesagt: „Wir sind zuallererst das, was wir tun". Vor allem die Familienarbeit und die Ehrenämter in der „dritten Schicht" erhalten Ehre, Würdigung und Lob im Übermaß. Von Bezahlung ist allerdings nicht die Rede. Auf vielen Seiten entfaltet der Bericht einen erheblichen philosophischen Charme - solange man ihn nicht im Detail liest.

Ihre „zweite Schicht" (die klassische Erwerbsarbeit) wünschen sich Giarini/Liedtke erheblich flexibler als bisher und völlig frei: „Der einzelne kann frei entscheiden, ob und wieviel er auf dieser Ebene arbeiten möchte." In der „zweiten Schicht" ist dem Staat jede Einflußnahme, die über vage „Rahmenbedingungen" hinausgeht, strikt untersagt. Die Arbeitsmarktpolitik des Staates konzentriert sich allein in der „ersten Schicht", hier allerdings mit geballter Macht. Bei näherem Hinsehen entpuppt sich diese Schicht als Sammelsurium von staatlich organisierten Teilzeitjobs zu Billiglöhnen, vielleicht in Höhe der deutschen Sozialhilfe, vielleicht darunter. Dazu werden alle Sozialleistungen - Arbeitslosengeld, Sozialhilfe etc. - vollständig abgeschafft und die freiwerdenden Gelder in die „erste Schicht" geleitet. „Es wird keine Bezahlungen mehr für das Untätigbleiben geben", fordern Giarini und Liedtke, „sondern Unterstützungen für das Tätigbleiben." Wer - „aus welchen Gründen auch immer" - seine Arbeitskraft nicht in der „ersten Schicht" bereitstelle, werde keine Unterstützung erhalten. So schmiegt sich die Zukunftsvision des Club of Rome elegant an die Debatten der Gegenwart: an die Programme in den USA, die jede staatliche Fürsorge als Anreiz zur Faulheit diskreditieren, an die „Sozialmißbraucher"-Kampagne in der BRD.

Immerhin: Auch ein niedrig bezahlter 20-Stunden-Job könnte für manchen Arbeitslosen eine Chance sein, seine Qualifikation zu erhalten oder sich weiterzubilden - doch dies ist keineswegs beabsichtigt. „Man muß dabei akzeptieren", schreiben Giarini/Liedtke, „daß die Tätigkeiten der ersten Schicht in vielen Fällen nicht den individuellen Vorlieben entsprechen werden". Persönliche Wünsche und berufliche Qualifikation können und sollen hier ausdrücklich keine Rolle spielen. Die Jobs der „ersten Schicht" sind vorzugsweise solche, von denen die Autoren annehmen, daß sie dem Gemeinwohl dienen, aber keine besondere Qualifikation erfordern. Sie entstehen zum Beispiel dort, wo heute Kriegsdienstverweigerer ihren Dienst verrichten: in Altenheimen, in Krankenhäusern und im Umweltbereich, aber auch in den kommunalen Diensten, wo sie unter anderem zur Sicherheit der Städte beitragen sollen. Wer sich fragte, wie denn das Konzept der zero tolerance gegen Bettler, Graffitti-Spayer und sonstige unerwünschte City-Benutzer finanziert werden könnte, ohne teure Wachleute zu beschäftigen, der findet hier eine wohlfeile Lösung. Ganz nebenbei können auf diese Weise nicht nur die Arbeitslosen-Zahlen, sondern zugleich die Lohnkosten in arbeitsintensiven Bereichen sinken . Die Autoren propagieren die Jobs der „ersten Schicht" dann auch als „billigere Alternativlösung" zu teuren Arbeitsplätzen im öffentlichen Dienst und empfehlen sie besonders wegen der „Kostenexplosion im Gesundheitswesen".

Den Vorwurf, er wolle einen modernen Arbeitsdienst installieren, konnte Liedtke in Interviews souverän parieren: Es werde doch niemand gezwungen, einen Job in der „ersten Schicht" anzunehmen. Wer dieses Angebot des Staates ablehne, könne sich ja Arbeit in der „zweiten Schicht" suchen oder sich ehrenamtlich in der „dritten" betätigen. Tatsächlich ist die „erste Schicht" weder mit einem Arbeitsdienst noch mit dem ABM-Konzept vergleichbar, da Übergänge zur Vollzeit-Erwerbstätigkeit fehlen. Der Bericht produziert vielmehr einen neuen, eigenständigen Niedriglohn-Sektor, einen staatlich organisierten und kontrollierten Quasi-Arbeitsmarkt, der überzählige Arbeitskräfte systematisch erfaßt und unmittelbar dorthin lenkt, wo gerade Bedarf besteht. Wären Giarini und Liedtke nicht des Kommunismus unverdächtig, könnte man beinahe vermuten, hier entstehe eine Enklave der Planwirtschaft im Neoliberalismus. Tatsächlich sind die Autoren jedoch überzeugt, daß Arbeit in großen Mengen unerledigt und unbeachtet überall herumliegt und ein ungeheurer Bedarf an Arbeitskräften besteht. Aus dieser Sicht existiert Arbeitslosigkeit nicht - es fehlt lediglich ein Markt, der Angebot und Nachfrage zusammenbringt. Die „erste Schicht" schafft den gesellschaftlichen Raum für einen neuen Markt zu neuen Bedingungen, und der Staat wird sein wichtigster Unternehmer.

Darüber hinaus präsentiert sich die „erste Schicht" jedoch als psychosoziales Konzept, das Arbeitslosigkeit (besser: den Ausschluß vom Markt) vorrangig als mentales Problem, als Verlust des Selbstwerts definiert. Der 20-Stunden-Job will nicht als schlichter Broterwerb, sondern als sozialtherapeutische Maßnahme gesehen werden. Grundlage dieses Konzepts sind jene negativen Folgen der Erwerbslosigkeit, die als psychosoziale Belastungen seit langem bekannt sind: das Gefühl der Erwerbslosen, deklassiert und ausgegrenzt zu sein, und die oft wiederholte Sorge, hier entstehe ein 'sozialer Sprengsatz', der eines Tages 'explodieren' könnte. Mit der „ersten Schicht" bieten Giarini und Liedtke über den neuen Markt hinaus ein Integrationskonzept, die zwanglose und gewaltfreie Entschärfung des Sprengsatzes gewissermaßen. Die bisher Ausgegrenzten erhalten einen eigenen gesellschaftlichen Bereich, hochgeehrt als elementare „Basisschicht der Arbeit". Zwar lebt man hier vom Existenzminimum, doch der Mangel an Geld soll ja durch psycho-soziale Zuwendungen ausgeglichen werden - man dient dem Gemeinwohl, man ist reintegriert und darf sich aufgewertet fühlen. Wer nur lange genug als Drückeberger beschimpft wurde, wird diese Zuwendung dankbar empfangen.

Ursula Kreft

Kann man Christus klonen?

Millennium

Sekten begehen Selbstmord, El Niño sendet Tornados und Hurrikanes, Helmut Kohl gewinnt die Bundestagswahl: Das ENDE ist nah. Wie aber wird ER zur Erde herniederfahren, zu richten die Lebendigen und die Toten? Was die geheime Offenbarung des Johannes nicht verrät, weiß die BILD-Zeitung: „Turiner Leichentuch - Winzige Gen-Spur gesichert - Wissenschaftler diskutieren schon: Kann man Christus klonen?" Seit 2000 Jahren ist der HERR also als DNS mitten unter uns und wird jetzt dank moderner Wissenschaft wieder zum Leben erweckt. Es bleiben aber Fragen: Ist ein Klon-Christus überhaupt berechtigt, das Endgericht (Offb. 20,11) zu leiten, und stimmt unter diesen Umständen noch die Prophezeihung, daß der DAX ins Bodenlose stürzt („In einer einzigen Stunde war der große Reichtum dahin." Offb. 18,17)? DIE ZEIT (8.4.1998) hat dafür Indizien entdeckt, denn möglicherweise ist die Stunde genau Mitternacht am letzten Tag 1999. Die Computer drehen durch, weil sie 2000 nicht von 1900 unterscheiden können. Eine „weltweite Rezession" ist da. Also stürzen die Börsenkurse. Und was machen die Börsianer? „Von ferne werden sie dastehen aus Furcht vor ihrer Qual und rufen: 'Wehe, wehe, du große Stadt Babylon, du mächtige Stadt - in einer einzigen Stunde kam dein Gericht." (Offb. 18,10) So sei es.

Uschi Obermeier verjagt Juliane Weber

Es war der große Vorsitzende Mao-Tse-Tung, der einst sagte: „Der Stein, den sie gegen uns erhoben haben, wird auf ihre eigenen Füße zurückfallen." Das war einerseits eine Warnung an alle Imperialisten und ihre Lakaien, andererseits eine tröstende Botschaft an die revolutionäre Jugend, an Joschka und Gerhard zum Beispiel. Zwar: Che ist tot, Rudi ist tot und sogar die RAF hat sich aufgelöst. Aber nun - „pünktlich zum 30jährigen Dienstjubiläum der Revolte von 1968" - übernimmt „die Generation von Rudi Dutschke und Daniel Cohn-Bendit, von Apo und Woodstock die politische Macht an Rhein und Spree, dann vertreibt Uschi Obermeier Juliane Weber aus dem Kanzleramt" (DER SPIEGEL 11/1998). Gerhard und Joschka, „die gesammelte Lebenserfahrung von mehr als drei Jahrzehnten abenteuerlicher Achterbahnfahrt zwischen 'revolutionärem Kampf' und 'neuer Mitte', zwischen ganz unten und ganz oben", sie treffen sich, damit „eine zweite Raketenstufe gesellschaftlicher Modernisierung zündet." Gerhard, Joschka und Uschi, die Kieselsteine des Historischen Materialismus, nun werden sie erhoben, um irgendjemand auf die Füße zu fallen. Zwei, drei, viele Legislaturperioden lang.

Rituale der Macht

Leute, die regieren wollen, müssen sich ab und zu den Regierten zeigen und zum Beispiel Autobahnen eröffnen oder in Bergwerke einfahren, unerfreuliche und für alle Anwesenden peinliche Rituale, aber notwendig. Wird nämlich der Körper des Regierenden längere Zeit nicht in Aktion gesehen, entsteht das Gerücht, er sei regierungsunfähig, marode oder tot. Bedauernswerte Greise wie Johannes Paul und Mao schleift man deshalb halbtot auf Balkone und stößt sie in eiskalte Flüsse. Andere wandern bis aufs rohe Fleisch über die Dörfer oder springen aus Flugzeugen. Im April wurde wieder mal ein solches Ritual im TV zelebriert: Ein leicht ergrauter Herr im Turner-Leibchen hetzte stundenlang voll speed durch die Straßen, bis seine gefolterten Muskeln kreischten und seine gequälten Lippen, nach einer Hungerkur bereits geschrumpft, sich endgültig einklappten, als habe er das Gebiß verloren. Immerhin: Joschka Fischer hat seinen ersten Marathonlauf überstanden und öffentlich bewiesen, daß er fit ist. Jetzt noch eine Autobahn eröffnen, dann sind die 5 Mark Sprit-Preis glatt vergessen. Und dann Vize-Kanzler sein.

Dear Fred,

Best thanks für die £ 50, ditto für den Spiegel 12/98, ein Blatt mit mancherlei Sottisen. Zum 150. Manifest-Jubiläum schreibt da ein Fritjof Meyer: *„Das Sofortprogramm des Kommunistischen Manifests ist de facto..."*, nein, nicht gescheitert, sondern *„beinahe verwirklicht"*. Im *„Schlaraffenland einer 'kommunistischen Gesellschaftsordnung'"* werde nämlich jedem nach seinen Bedürfnissen zugeteilt und (wörtlich): *„Das gilt auf niedrigstem Niveau in Deutschland bereits für Sozialhilfeempfänger, eine Errungenschaft mit Anziehungskraft."* Das kömmt heraus bei diesen Skribenten (auf niedrigstem Niveau, indeed): daß der Pauper, den das Kapital verworfen, schon very comfortably, ergo *„kommunistisch"* logiere, wenn ihm nur ein Almosen zufalle - morgens Bettlergroschen jagen, mittags in Mülltonnen fischen etc. Dabei fraternisiert der Kerl mit dem Manifest und den MEW und macht sich zum Arbeiterführer. Der Wohlstand für alle sei garantiert, *„wenn sich die Proletarier in Shareholder verwandeln"*. War schon Sozialismus als Elektrifizierung plus Sowjetmacht eine stinkende Phrase von diesem Wladimir, ist der Meyersche Kommunismus aus Sozialhilfe plus Aktiendepot eine tolle Narrheit und Lumperei. Wer als Lehrling, rät Meyer, täglich den Preis für zwei Päckchen Zigaretten in Aktien investiere, könne am Ende seines Arbeitslebens über ein Millionen-Depot verfügen - *„falls keine Weltwirtschaftskrise dazwischenkommt"*. Ja falls. Und falls der Lehrling sein Arbeitsvermögen lebenslang verkaufen kann. Und falls das exorbitante money, das derzeit an Börsen verdient wird, nicht erst noch in realen Unternehmen erwirtschaftet werden müßte. Man lese seriöse Analysen zur derzeitigen bubble economy, und man wird das Ende ahnen. Soviel für heute. Meine Karbunkel dauern fort during the last two weeks. Man liegt eng und naß in Highgate. Hoffe, Du liegst besser.

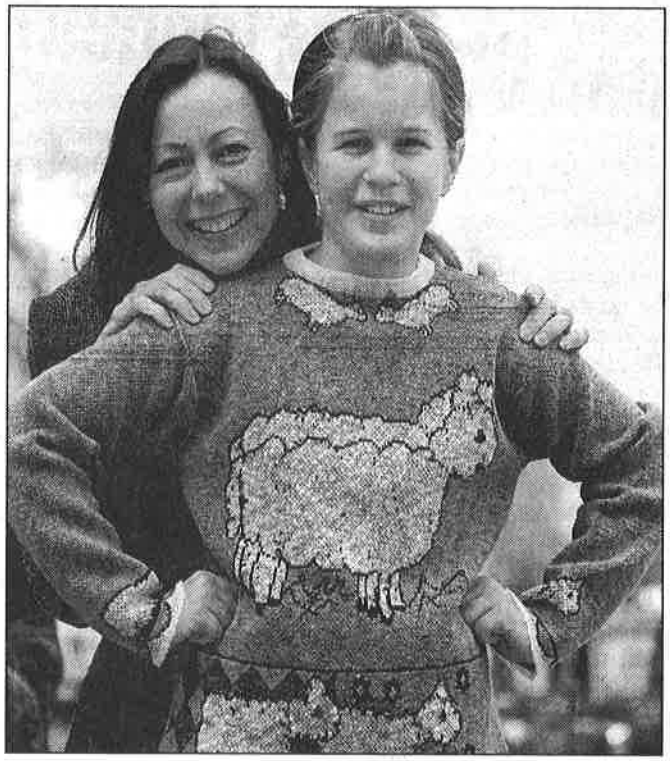
Salut

Dein K.M.

Doppelte Lottchen wie du und ich

Wie das Klonen von Menschen in den Medien zur Normalität wird

"Sie würden sie für eineiige Zwillinge halten", fuhr Jeannie fort, "und sie haben ja auch tatsächlich eine identische DNS, aber alle acht wurden von verschiedenen Müttern geboren! Ich beschäftige mich schon seit längerem mit Zwillingsforschung. Als ich bei meiner Arbeit auf Zwillinge stieß, die nicht die gleiche Mutter hatten, konnte ich mir zunächst überhaupt keinen Reim darauf machen. Ich ging der Sache nach und kam dann dieser schändlichen Geschichte auf die Spur." Eine Szene aus Ken Folletts Thriller "Der dritte Zwilling". Jeannie, eine Wissenschaftlerin, entlarvt darin eine Gentechnologiefirma, die Menschen klont. Was Follett noch als Science-fiction präsentiert, rückt näher: In den Medien wird die bisher noch ablehnende Haltung gegen das Klonen langsam aufgeweicht. Klonierte Menschen werden allmählich in das Alltagsbild eines jeden eingefügt.



Ein Welt-Ereignis, dokumentiert in der WAZ (14.3.98): der erste Kuschelpulli aus der Wolle des Klonschafs "Dolly", vorgeführt von Holly Wharton (12), der stolzen Gewinnerin des Strickmuster-Wettbewerbs, den das Roslin-Institut und die Mukoviszidose-Gesellschaft veranstalteten.

Mit dem Klon-Schaf "Dolly" verkündeten im Februar '97 nach längerer Geheimhaltepolitik Wissenschaftler um den Embryologen Ian Wilmut in Roslin, daß sie aus einer einfachen Körperzelle eines erwachsenen Schafes einen identischen lebensfähigen Nachkommen erzeugt haben. Die Methode sei auch auf den Menschen anwendbar. Das Roslin Institut beantragte das Patent dieser Klonierungstechnik beim Menschen. "Dolly" löste eines der gewaltigsten Medienechos in der Geschichte der Gentechnik aus. Nach anfänglichen Horrormeldungen über geklonte Schönheitskönigginnen und Diktatoren änderte sich die Berichterstattung: Nun erschienen Beiträge, die sich bemühten, die Angst der Bevölkerung vor einer geklonten Zukunft abzubauen. Einige der als Experten zitierten Molekularbiologen betonen in ihren Beschwichtigungsversuchen immer wieder die "Natürlichkeit" des Klonens. So ist Klonen nach Ansicht von Jens Reich "keine faustische Phantasmagorie, sondern eine weitverbreitete Form der spontanen Vermehrung von Lebewesen" (DIE ZEIT, 07.03.1997).

Als Beleg werden in der Regel eineiige Zwillinge angeführt - womit sich die Argumentation den von Forschern geklonten Menschen zuwendet. Ähnlich eineiigen Zwillingen seien Klon und Spender einfach zwei Menschen mit identischem Erbgut, die statt der Laune der Natur der Schöpfungslust der Wissenschaft entsprungen seien. Ein doppeltes Lottchen löse zwar in seiner Umwelt immer ein wenig erstaunte Neugier aus, aber niemand fürchte sich. Der Vergleich mit Zwillingen suggeriert den LeserInnen, daß sie auch vor Klonmenschen und damit vor dem Klonieren keine Angst haben müssen. Nicolai Schirawski bringt es auf den Punkt : "Klone sind genauso normale Menschen wie Zwillinge" (Peter-Moosleitners-Magazin 7/1997). Diese Diskussion ist fatal, weil "Natürlichkeit" zwar vordergründig als gesellschaftliche Norm gesetzt, letztendlich aber instrumentalisiert wird, um einen technisch-künstlichen Prozeß als natürlich zu deklarieren und entsprechend in den Diskurs einzuschleusen. Die Zauberformel für gesellschaftliche Akzeptanz lautet dann: Klonen ist natürlich, das heißt "normal" und somit legitim.

Tatsächlich beinhaltet der Prozeß dieser künstlichen Schöpfung jedoch immer die Möglichkeit der Manipulation und Selektion. Klaus Haefner preist die Klonierung bereits als Möglichkeit, Kosten im Gesundheitsbereich zu reduzieren: "Da sich praktisch niemand ein krankes Kind wünscht, wird eines der ersten Kriterien für die Auswahl eines zu klonierenden Individuums 'gute Gesundheit' sein" (FR 3.4.1997). Haefner fokussiert hier die Züchtung von "gesunden Menschen" - die Grenzen zwischen Thriller und Realität verwischen mehr und mehr. 22 prominente Wissenschaftler aus aller Welt haben bereits die "Erklärung zur Verteidigung der Klonierung und der Integrität wissenschaftlicher Forschung" (Volume 17, Free Inquiry Magazine Number 3, 1998) unterschrieben. Darin heißt es: "Wir sehen weder inhärente ethische Dilemmas, höhere nicht menschliche Tiere zu klonen. Noch ist es für uns klar, daß zukünftige Entwicklungen des Klonens von menschlichem Gewebe oder selbst des Menschen moralische Probleme schaffen, die von der Vernunft nicht gelöst werden können". Ethisch-moralische Bedenken werden so der scheinbaren "Rationalität" der (Natur-)Wissenschaft unterworfen und aus der Welt geschafft. In Ken Folletts Thriller gelten die Klone übrigens als Idealmenschen, denn sie sind "gesund, aggressiv, intelligent und blond".

Dorothee Obermann

Der Euro und die DVU

Das Brüsseler Treffen der EU-Regierungschefs am ersten Maiwochenende brachte zwar nicht den erhofften symbolischen Glanz für Helmut Kohl, dennoch war das Zentralorgan des bundesdeutschen Kapitals, die FAZ, leidlich zufrieden. Ihr Kommentator Peter Hort schrieb mit dem Blick für das Wesentliche: "Schon im Maastrichter Vertrag gelang es Kohl und Waigel, das künftige Geld und die Notenbank nach deutschem Vorbild zu prägen. Alle weiteren Vorbereitungen ließen stärker als erwartet die deutsche Handschrift erkennen: Die Bank wurde in Frankfurt angesiedelt, die neue Währung 'Euro' statt 'Ecu' getauft, Waigel hat gegen den Widerstand vor allem Frankreichs den Stabilitäts- und Wachstumspakt durchgesetzt. Damit haben die Deutschen den Franzosen die Kontrolle über das Entstehen der neuen Währung mehr und mehr aus der Hand genommen."

"Wir" Deutsche dürfen also zufrieden sein, oder? Leider ist die Stimmungslage, folgt man der FAZ, nicht so, wie sie der Sachlage nach eigentlich sein sollte. Der Euro sei nicht das, "was das Herz des Volkes höher schlagen ließe", meint Johann Georg Reißmüller mit vornehmem Understatement. Man ist erstaunt. Da hat die konservativ-liberale Regierung sich jahrelang um eine Renationalisierung der Politik bemüht, um den Leuten klarzumachen, daß nur ein starkes Deutschland in einem starken Europa mit einem starken Euro den Schicksalskampf um die globalen Märkte gewinnen kann - und immer noch gibt es zu viele Hanseln, die der 'guten' alten DM nachtrauern! Liegt hier etwa ein ernstzunehmendes Vermittlungs- und Durchsetzungsproblem 'unserer' nationalen Eliten vor? Ist das "nationale Interesse", diese heilige Kuh des staatsoffiziellen Nationalismus, in den falschen Händen?

Szenenwechsel: Wir befinden uns im "Tollhaus" (Rheinische Post) der Republik, in Sachsen-Anhalt, die Landtagswahlen sind gelaufen. Ergebnis: leichte Gewinne für die SPD, ein Debakel für die CDU, die PDS stagnierend, Bündnis 90/ Die Grünen und FDP nicht im Landtag - dann der "Schock" (FAZ)! Die "Phantompartei" DVU hat an die 13% der Stimmen für sich verbuchen können. Etwa 200.000 WählerInnen haben ihre eigenen Vorstellungen vom "nationalen Interesse".

Der Nationalismus von unten läßt sich an den Parolen erkennen, mit denen die DVU ihren Erfolg errungen hat: Gegen den Euro propagiert sie *"Deutsches Geld für deutsche Arbeitsplätze"*, gegen die neoliberale Modernisierungspolitik *"Laß Dich nicht zur Sau machen"* und gegen ein Ensemble undeutscher und nichtdeutscher Volksfeinde, gegen *"Kriminelle, Asylbetrüger, EU-Bonzen, korrupte Politiker, Diätenfresser, Ausländische Banditen"*, holt sie mit dem rassistischen und populistischen Holzhammer aus. Das ist keineswegs originell. Nicht nur die DVU, sondern der gesamte neofaschistische Rechtsextremismus, nicht zuletzt die wiedererstarkte NPD, artikulieren schon seit Jahren einen völkischen Antikapitalismus in der Tradition der NSDAP, ohne damit bislang auf derart günstige Akzeptanzbedingungen wie in Sachsen-Anhalt getroffen zu sein.

Ansatzpunkt dieser Artikulation sind die Widersprüche des staatsoffiziellen Nationalismus. Eingebunden in die staatlichen und demokratischen Institutionen unterliegt er, auch wenn er, wie in der Asylfrage oder beim Thema Innere Sicherheit, mit völkischen Intentionen daherkommt, gewissen Beschränkungen: Aus Gründen der Staatsräson nach innen wie außen kann er bestimmte, wenn auch flexible Grenzen nicht überschreiten. Unter den gegebenen Bedingungen der neoliberalen Globalisierungsstrategie kommt es nun in größeren Bevölkerungsgruppen zu einer immer stärker werdenden Diskrepanz zwischen der im Namen des nationalen Interesses eingeforderten Loyalität und Opferbereitschaft auf der einen Seite und dem materiellen und symbolischen Nutzen, den sich die Leute von ihrer Loyalität versprechen, auf der anderen Seite. Daraus entwickelt sich, wie Voscherau es im Hamburger Wahlkampf ausgedrückt hat, eine "brachiale Stimmung", die von rechts her im Sinne eines völkischen Antikapitalismus mit einer gehörigen Portion Rassismus aufgegriffen werden kann. Politiker und Kapitalisten werden auf ihre nationale Zuverlässigkeit überprüft, das "Volk" wird im Namen der Nation gegen Staat und Multis *("die da oben")* in Stellung gebracht, die soziale Frage mit nationalistischen Argumenten gekoppelt *("Sozialpatriotismus")*.

Der völkische Antikapitalismus richtet sich freilich nicht generell gegen den real existierenden Kapitalismus, die Betonung liegt vielmehr auf der völkische Idee einer Kapital und Arbeit umspannenden Volksgemeinschaft, in der alle undeutschen und nichtdeutschen "Elemente" *eliminiert* sind und eine hierarchisch gegliederte Herrschaftsordnung an die Stelle demokratischer Verhältnisse getreten ist. Das mag zur Zeit auf wenig Gegenliebe beim Großteil der Bevölkerung bzw. der nationalen Eliten stoßen. Darin zumindest liegt nicht die Gefährlichkeit dessen, was sich zur Zeit in Sachsen-Anhalt und demnächst möglicherweise auch in anderen Regionen abspielt. Die primäre Gefahr liegt vielmehr in den Wechselwirkungen zwischen dem staatsoffiziellen Nationalismus und dem Nationalismus von unten: Die Reaktionen von Stoiber & Co auf das Wahlergebnis haben gezeigt, daß sich die arrivierten deutschnationalen Kräfte nicht übertrumpfen lassen wollen in der Bereitschaft, die rassistische Karte zu ziehen. Um das neoliberale Projekt des Euro als Anliegen der Nation zur Geltung zu bringen, sind sie bereit, beim Thema Ausländer & Innere Sicherheit populäre Stimmungen sowohl aufzugreifen als auch anzuheizen: Damit organisieren sie einen "Nebenkriegsschauplatz", um soziale Energien *gegen* einen europaweit liberalisierten Kapitalismus zu spalten, sie z.T. zumindest auf das Feld des Nationalen zu verschieben und dort zu binden - und das, ohne die antikapitalistische Rhetorik der Neofaschisten zu benutzen.

Helmut Kellershohn

LUCKY STREIK

30-Jahre-Jubelfeier für 68? Nein, danke. Betrachten wir lieber die Hochschule von heute. Der Journal-Schwerpunkt bringt Artikel von Studierenden aus Duisburg und Berlin: eine Analyse des Studi-Streiks 97/98 aus ungewohnter Perspektive, eine Erinnerung an die Streikforderungen (vertagt, nicht aufgegeben) und einen Ausblick auf die „reformierte" Uni, die uns bevorsteht.

Mit einem Mythos geschlagen

Der Streik der Studierenden vom Wintersemester 97 wurde in den Medien penetrant und ausdauernd mit "1968" verglichen - ein nostalgisches und politisch prekäres Denkmodell mit geradezu fatalen Folgen. Eine Streik-Analyse von Joannah Caborn und Semra Çelik.

"Die Studierenden wollen ein bißchen komfortabler studieren, aber sonst nichts verändern. Wir wollten die Weltrevolution!" Renate Zimmermann-Eisel, 1968 AStA-Vorsitzende der Uni Bochum, spricht zum AStA-Vorsitzenden der Uni-Essen von 1997. Die WAZ (11.12.97) inszenierte das Streitgespräch und brachte im Titel das Urteil der 68erin auf den Punkt: "Wir waren politischer".

Solche Bemerkungen von selbst-stilisierten Alt-68ern kamen im "Heißen Herbst" von 1997 in fast jedem Medienbeitrag zum Studierendenstreik vor. Einige der damaligen Revoluzzer haben beim gegebenen Anlaß die Möglichkeit ergriffen, ihre eigene mythosbehauchte Jugend wieder ins Rampenlicht zu rücken und sich mit Genuß zu erzählen, was für tolle Hechte sie doch waren. Aber nicht nur damals Beteiligte, sondern alle, die sich berufen fühlten, sich zu der Thematik "Studierendenbewegung" zu äußern, konnten der Verführung nicht widerstehen, den Vergleich "68 versus 97/98" zu machen. Es ist nichts Neues, daß das Vergangene herangezogen wird, um das Gegenwärtige zu verstehen, daß es als Maßstab benutzt wird, um das Heutige einzuordnen. So ist nichts dagegen einzuwenden, wenn die Studierendenproteste vom Herbst 1997 mit vergangenen vergleichbaren Ereignissen in Verbindung gebracht werden. Warum besteht aber der Drang, jegliche studentische politische Intervention ausgerechnet mit der magischen Zahl 1968 zu vergleichen?

Die Konstruktion der um das Jahr 1968 angelegten Mythen hat hierzu beigetragen. Einerseits entstand ein Bild, das die Studierenden von damals verteufelte, das Bild einer kommunistischen, terroristischen, jungen "Bewegung", die wild in der Gesellschaft um sich griff und den Staat stürzen wollte. Andererseits entwickelte sich eine romantisierende Vorstellung von einer notwendigerweise radikalen, jungen "Bewegung", die überfällige gesellschaftliche Veränderungen und eine Befreiung von alten Strukturen zum Ziel hatte. Die Mythisierung hat eine Reproduktion dieser Bilder seit drei Jahrzehnten bis in die Gegenwart beflügelt. Es sind diese Bilder, die unter dem Schlagwort "1968" gesammelt sind, die im Diskurs reproduziert werden und kraft dessen bestimmen, was eine Studierendenbewegung zu sein oder auch nicht zu sein hat. Infolgedessen wird es praktisch unmöglich, sich über Herbst 97 zu äußern, ohne auf 68 Bezug zu nehmen. Ein diskurs-strukturierender Mechanismus entsteht. So verweist bereits, wenn auch indirekt, die manchmal erleichtert, manchmal höhnisch wirkende Feststellung, daß die Studierenden von 97 kreativ und friedlich protestierten, auf die laut Mythos agressiven und gewalttätigen 68er.

Wichtig ist nun die Frage, ob sich dieser Vergleich möglicherweise im Streik von 1997 auswirkte und welche Wirkungen dies hatte. Nachdem sich die zerstreu-

"Warum besteht der Drang, jegliche studentische politische Intervention ausgerechnet mit der magischen Zahl 1968 zu vergleichen?"

ten Proteste der Studierenden zu einer Streikbewegung formiert hatten, wurde in den Medien spekuliert, ob es sich um einen politischen Protest handele, ähnlich dem vor 30 Jahren. Meist wurde nach kurzer Zeit verkündet, daß die Studierenden doch nur Bücher und nicht die Weltrevolution wollten. Politiker aller Couleur nahmen mit Erleichterung diesen Refrain auf und konnten daher den Streikenden mit phrasenhaften Worten der Solidarisierung entgegenkommen. Interessant ist, daß die allgemeine Klage über die "Bildungsmisere" an den Hochschulen nicht als hochbrisante bildungspolitische Aussage wahrgenommen wurde. Der Mythos "1968" liefert eben ein anderes Bild von "brisanten" studentischen Forderungen. Innerhalb des Vergleichsrasters erschienen daher die bildungspolitischen Ansprüche und Forderungen von 97 als "unpolitisch" - "nur" eine Vertretung von Eigeninteressen, keine Weltrevolution. Nun waren sich Politiker und Studis - laut Presse, Rundfunk und Fernsehen - völlig einig, daß sie bessere Hochschulen wollten. Auf diese Weise konnten sich die Politiker in den Medien effektvoll mit den Studis solidarisieren. Gleichzeitig nutzten Rüttgers & Co diese Möglichkeit, um ihre eigenen Pläne zur Reform der Hochschulen zu propagieren. Daß die Streikenden ganz andere Vorstellungen von Bildung und Politik entwickelt hatten, blieb dagegen unbeachtet, weil der Streik bereits als "unpolitisch" abgestempelt worden war.

Der wachsende Frust der Studierenden äußerte sich schließlich in den Medien mit einer dürftigen Erweiterung der studentischen Forderungen um einige politische Punkte, die nun doch als "radikal" wahrgenommen wurden. Daß die politische Tendenz des Streiks nachträglich doch noch von den Medien registriert wurde, ging aus ihrem eigenen Vergleich mit 1968 hervor. Der öffentliche Rückgriff auf den Mythos führte ferner dazu, daß Studierende verstärkt versuchten, die Verhaltensanleitung von 68 umzusetzen. Doch ging damit der Streik schon seinem Ende entgegen: Die Fronten zwischen sogenannten "Idealisten" und sogenannten "Realisten" verhärteten sich, bis die Streikbewegung völlig auseinanderbrach. Die aktiven Streikenden wollten, wie ihre Vorkämpfer auch, durch den Streik ihre fundamentale sozial-politische Unzufriedenheit zum Ausdruck bringen. Dagegen konnten und wollten die "Realisten", die sich als Pragmatiker verstanden, sich nicht mit dem Bild einer politischen, aggressiven Jugend identifizieren. Daher entzogen sie der immer politischer werdenden Streikbewegung ihre Unterstützung.
Diese Spaltung der Studierenden hätte nicht unbedingt das Ende des Streiks bedeuten müssen, aber angesichts der aktuellen politischen Zusammenhänge war sie fatal. Spätestens seit Ende des Kalten Krieges hat sich die Auffassung verstärkt verbreitet, daß es keine Alternative mehr zu einer konservativ-kapitalistischen Richtung gibt. Dieser bestehende hegemoniale Diskurs wird von der Mehrheit der Bevölkerung wie auch von dem größten Teil der Studierenden getragen, ob sie sich nun als konservativ oder bloß als apolitisch einstufen. Wie der Rufer in der Wüste mußten also die aktiven Streikenden erleben, daß ihr sozial-politischer Aufruf ungehört verhallte.

Was wollten die eigentlich?

Streikforderungen der Studierenden

Während die Medien den Streik von 1997 auf die Parole "Mehr Bücher bitte" reduzierten, debattierten die Studierenden in Vollsammlungen über sehr viel weiter gehende Forderungen: vom Protest gegen Sparmaßnahmen bis zum Gegen-Modell einer selbstbestimmten "Bildung für alle". Ein dokumentarischer Überblick von Thomas Ernst

in ihren resolutionen und forderungskatalogen gingen die studierenden zunächst auf die aktuellen entwicklungen ein. so wandten sie sich gegen die beschlossenen sparmassnahmen und forderten ihre sofortige rücknahme (z.b. sollen an der FU berlin die zahl der professuren von ca. 600 auf 360 gesenkt und ganze fachbereiche geschlossen werden). ausserdem lehnten sie die vorgelegte vierte novelle des HRGs ab. stattdessen forderten die studierenden das verbot sämtlicher formen von studiengebühren sowie von regelstudienzeiten, zwangsberatungen und -exmatrikulationen. ausserdem wandten sie sich gegen die einführung des (wirtschaftlichen) wettbewerbs zwischen hochschulen durch die HRG-novelle sowie die ablösung der profilierung der universitäten von inhaltlichen durch wirtschaftliche kriterien.

diese reaktionen auf die aktuelle "deform" der hochschulen verknüpften die streikenden aber mit dem kampf für alte forderungen, die noch nicht durchgesetzt werden konnten und die als gegen-modell zur gegenwärtigen entwicklung zu lesen sind. die studierenden wünschen sich ihre hochschulen als selbstbestimmte und unabhängige orte, in denen sie selbst frei über die länge und schwerpunktsetzung ihres studiums entscheiden können sowie ein mitspracherecht bei den inhalten von forschung und lehre erhalten - die wären dann weitaus kritischer als in der gegenwart, wie die "alternativen vorlesungsverzeichnisse" in den tagen der "gegen-uni" verrieten. ausserdem wünschen sie sich, daß vermehrt gelder für selbstbestimmte studienformen wie z.b. projekttutorien zur verfügung gestellt werden.

doch die studierenden wollen nicht nur stärker innerhalb der hochschulstrukturen mitarbeiten können, sondern fordern zugleich die demokratisierung der hochschulen: innerhalb der universitären gremien sollen die professorInnen-mehrheiten durch eine stärkere beteiligung der studierenden abgelöst werden, die ausserdem alle sie selbst betreffenden gesetze auf bundes- und landesebene mitgestalten wollen.

der zugang zu diesen kritischen, autonomen hochschulen sollte frei sein, um die idee der "bildung für alle" zu verwirklichen. die studierenden fordern die abschaffung aller auswahlverfahren wie "numerus clausus" oder auswahlgespräche, stattdessen sollen zusätzlich möglichkeiten des hochschulzugangs ohne abitur eröffnet werden, auch die wahl des studienortes sollte frei sein. damit im vorfeld und während des studiums chancengleichheit besteht, fordern die studierenden eine ablösung des BAföGs durch eine soziale grundsicherung für alle (studis). doch die studierenden verlangen nicht nur finanzielle gleichbehandlung, sondern auch aktive massnahmen zur gleichstellung benachteiligter gruppen wie frauen, behinderte, (nicht-EU-)ausländerInnen, (alleinerziehende) eltern und berufstätige.

Abgespeckt und marktgerecht

Hochschulreform im Standort Deutschland

Der Reform der Hochschule, von allen Politikern gefordert, ist tatsächlich schon im Gange. Jetzt soll Gesetz werden, was sich an vielen Unis stillschweigend bereits etabliert. Ein Blick auf das neue Hochschulrahmengesetz und die "reformierte Hochschule" von Benno Nothardt

Seit jahren klagen politik und medien über die sogenannte akademikerschwemme. Zwar ist das überangebot an akademikern auf dem arbeitsmarkt längst nicht so groß, wie das bild suggeriert, aber die "schwemme" war trotzdem ein geeignetes argument, den einstieg in den ausstieg aus BAföG und arbeiterkinder-hochschule durchzusetzen. Unter der regierung kohl wurden die früheren hochschul-reformen durch neoliberale umgestaltungen abgelöst. Mit der vierten novelle des hochschulrahmengesetzes (HRG) werden jetzt die neuerungen der letzten jahre bundesweit vereinheitlicht.

Moderne finanzierung: private-public-parnership

Hier heißt das zauberwort "drittmittel". Für ein paar mark können industriebetriebe forschungsprojekte einkaufen. Die infrastruktur der hochschule steht ihnen dabei umsonst zur verfügung, und die projekte werden meist aus anderen quellen mitfinanziert: staatliche stiftungen, fachbereich und rektorat legen kräftig drauf. Abgelehnt werden drittmittelprojekte aus der industrie nur selten, da die staatliche grundversorgung der hochschulen zunehmend nach leistungs- bzw. evaluationsparametern vorgenommen wird - und die eingeworbenen drittmittel stellen den wichtigsten parameter dar.
Unternehmen müssen also immer weniger geld aufbringen, um forschungsprojekte an unis zu kaufen, da jede mark drittmittel über den drittmittelparameter auch ein paar mark mehr staatliche grundfinanzierung einbringt. Durch diese zunehmende staatliche bezuschussung kann die industrie arbeitsplätze in privaten forschungseinrichtungen abbauen und forschung in die hochschulen verlagern. Die forschungskosten werden dadurch weitgehend vergesellschaftet.
85 % der drittmittel kommen jedoch von bund, ländern und staatlichen stiftungen wie der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Es handelt sich dabei um gelder, die den hochschulen nicht direkt als grundversorgung zur verfügung gestellt werden, sondern als projektförderungen, für die sich interessierte bewerben können. Ein teil dieser gelder fließt, wie oben erwähnt, in industrieprojekte. Bund und länder begreifen das gezielte fördern einzelner projekte aber auch als steuerungsmittel. Formal gesehen bleibt die hochschulautonomie erhalten, tatsächlich jedoch entscheiden privates und staatliches kapital, welche fächer und projekte im inszenierten standortwettbewerb bestehen können und welche pleite gehen.

Die entscheidungsstrukturen werden dereguliert und "verschlankt"

Im alten hochschulrahmengesetz wurden die entscheidungsstrukturen an hochschulen weitgehend geregelt. Diese regelungen entfallen in der neufassung. Nichtwissenschaftlichen angestellten, studierenden und mittelbau können damit die geringen mitbestimmungsrechte entzogen werden.
Angestrebt werden schlanke entscheidungsstrukturen und eine straffe führung. In diesen bereich gehören die sogenannten boards. Dabei handelt es sich um gremien, die aus einigen wenigen hochschulmitgliedern wie professorInnen und rektorInnen sowie aus vertreterInnen aus politik und wirtschaft bestehen. Solche boards können jetzt als oberste entscheidungsgremien eingesetzt werden und somit industrievertreterInnen neue wege zur kontrolle der hochschulen eröffnen.
Um studierende besser in die autoritären strukturen zu integrieren und sie über ihre machtlosigkeit hinwegzutäuschen, sollen sie stärker an projekten wie tutorienprogrammen "beteiligt" werden. Außerdem sollen sie verstärkt die lehrleistung von dozentInnen bewerten dürfen.

Zurück zur eliteuni?

Durch BAföG-kürzungen und studiengebühren sinkt der anteil von studierenden ohne reiche eltern schon seit jahren. Verschärfte leistungskontrollen beim zugang zum studium (numerus clausus und aufnahmeprüfung) und während des studiums (zwischenprüfungen, leistungskontrolle nach dem zweiten semester, zwangsexmatrikulation bei regelstudienzeit-überschreitung, zwangsberatung) bauen zusätzlich hürden für diejenigen auf, die sich keine nachhilfestunden leisten konnten und neben ihrem studium jobben müssen.
Die befürchtung einiger teilnehmerInnen des letzten studierendenstreiks, der ideelle gesamtkapitalist wolle gar nicht mehr in die zukunft des humankapitals investieren, scheint allerdings unbegründet. Vielmehr soll das hochschulsystem stärker gegliedert werden. Für einen großteil der studierenden sollen 6semestrige kurz-studiengänge namens bachelor eingeführt werden. Für die angehende elite sollen darauf aufbauende studiengänge (masters) oder aber privatunis geboten werden. Den oberen 5 % soll so auch weiterhin freies und interdisziplinäres langzeitstudieren möglich sein. Privatunis halten sich ungeliebte asoziale zwar per studiengebühren fern, finanziert werden die privaten aber trotzdem zu einem nicht unbeträchtlichen teil aus staatlicher hand.

Ist die reformierte hochschule ein neoliberales ideal?

Die derzeitige hochschulpolitik entspricht insofern neoliberaler praxis, als sie die hochschulen einem standortwettbewerb aussetzt und den leistungswettbewerb unter studierenden verstärkt. Der vermeintlich freie markt, auf dem diese wettbewerbe ausgetragen werden, ist jedoch eine staatliche inszenierung. Der staat finanziert weiterhin ausbildung und forschung im sinne des gesamtkapitalistischen interesses, und er gibt gleichzeitig den kapitaleignern mehr möglichkeiten, einfluss auf die hochschulen zu nehmen.

Linke essen Diskurs auf

Während einige besorgte Linke befürchten, "Diskurs essen Realität" auf oder gar den ganzen Rest der Linken (wie die *Jungle World* am 12.3.1998), möchte ich eher behaupten: Linke essen Diskurs auf. Weshalb das? Ganz einfach: Weil er ihnen schmeckt! Und er schmeckt ihnen, weil sie mit Diskurstheorie und Diskursanalyse eine ganze Menge machen können, um gesellschaftliche Zusammenhänge deutlich und fundiert kritisierbar zu machen und bereits dadurch einen Beitrag zu ihrer Veränderung leisten.

Demgegenüber steht die Ansicht, Wirklichkeit würde im Bewußtsein von Menschen, die unter kapitalistischen Verhältnissen leben, nur verfälscht, verschleiert oder vernebelt wahrgenommen. Vertreter dieser Wahrheit zielen an, diesen Schleier zu durchdringen, zur wirklichen Wahrheit vorzudringen und diese dann - wie auch immer: per Revolution oder sonstwie - in eine neue Wirklichkeit umzusetzen. Und einige dieser Vertreter meinen, "Diskurs essen Linke auf", weil sich die Linken an Michel Foucault orientieren und dieser ein böser Heideggerianer oder gar ein die philosophische Peitsche schwingender Nietzsche-Jünger sei. Dem ist zwar nicht so, so wenig wie Helmut Kohl Marxist ist, weil er einen Satz von Marx zitieren kann. Doch es ist ja etwas unheimlich, wenn jemand behauptet, die Realität sei gar nicht so, sondern die Diskurse seien wichtig, meist in der Prägung: sie seien *allein* wichtig - was Foucault natürlich niemals behauptet hat. Wie dem auch sei und wieviel nachzuholende Lektüre sich hier auch bemerkbar machen mag - Linke essen Diskurs auf. Weil er ihnen schmeckt. Und das tut er deshalb, weil sie selbst (und natürlich andere auch) auf die Diskurse Einfluß nehmen können, tätig werden können und sie nicht auf den St.-Nimmerleinstag warten müssen, an dem das Kapital den Löffel freiwillig abgibt oder von einer nicht zu sehenden revolutionären Subjektivität in die Knie gezwungen wird. Da bliebe ja nur: sich am Rande des Abgrunds einigermaßen einrichten oder sonstwie zu überwintern.

Aber darüber wollte ich eigentlich gar nicht sprechen, sondern über die erstaunliche Tatsache, daß Diskurstheorie und Diskursanalyse sich unaufhaltsam größerer Beliebtheit zu erfreuen beginnen - bei Soziologen, Psychologen, Pädagogen und anderen Sozialwissenschaftlern und auch bei politisch interessierten Menschen allgemein, und sogar - wer hätte das gedacht - bei Sprachwissenschaftlern. Der Grund: Sie alle haben mit Fluten von Texten zu tun, sie alle haben gemerkt, daß das blinde Anhäufen von Texten und Daten kaum Erkenntnisse zeitigt, insbesondere wenn man ihnen mit quantifizierenden Verfahren zu Leibe rücken möchte. Sie haben - zumindest viele von ihnen - haben gemerkt, daß dies nur zu weiteren Anhäufungen und oft unsinnigen Korrelierungen führt, die im wahrsten Sinne des Wortes nichts-sagend sind. Von der Diskursanalyse Foucaultscher Prägung versprechen sie sich, daß sie den "Fluß von 'Wissen' durch die Zeit" zum Sprechen bringen kann; mit anderen Worten, daß sie Entwickungen beschreiben und kritisierbar und damit veränderbar machen können, ohne auf die Barrikaden zu gehen, die dann doch mit lockerer Gewaltanwendung von der Straße gefegt würden.

"Es ist eine erstaunliche Tatsache, daß Diskurstheorie und Diskursanalyse sich unaufhaltsam größerer Beliebtheit zu erfreuen beginnen - bei Soziologen, Psychologen, Pädagogen und anderen Sozialwissenschaftlern und auch bei politisch interessierten Menschen allgemein, und sogar - wer hätte das gedacht - bei Sprachwissenschaftlern."

Das gilt zwar nicht für alle, denn es ist ja nicht immer üblich, einen Gedanken zu Ende zu denken, weil dies zu unangenehmen gedanklichen Konsequenzen führen könnte. Sei's drum! Wichtig ist, daß wir zusehen können, wie sich ein politischer und wissenschaftlicher Paradigmenwechsel anbahnt, der vielseitige Aufmerksamkeit erfährt. Sozialwissenschaftler inklusive Psychologen greifen zu den neuen Instrumentarien und wenden sie an, wie etwa Mark Terkessidis in seinem Buch "Psychologie des Rassismus" (Opladen 1997) oder die Soziologin Hannelore Bublitz bei ihrem Projekt "Kulturkrise". Auch Pädagogen greifen das neue Paradigma auf, wie etwa die Heidelberger Pädagogin Ingrid Dietrich in ihrem Buch "Voll integriert? Zuwanderer-Eltern berichten über Erfahrungen ihrer Kinder mit Schule in Deutschland" (Hohengeren 1997). Und natürlich auch die Sprach- und Sozialwissenschaftler in unserem Institut, deren Projekte sich seit Jahren auf Konzepte angewandter Diskurstheorie berufen, unterstützt und angeregt von den Kulturwissenschaftlern der Bochumer Diskurswerkstatt um Jürgen Link, die seit den frühen 80er Jahren ganze Serien interessanter Diskursanalysen vorgelegt haben (die übrigens in Teilen der Sprachwissenschaft bisher leider kaum zur Kenntnis genommen werden).

Doch auch andere Ansätze bringen sich zur Geltung: So Franz Januscheks Konzept einer "Arbeit an Sprache", die auf Bewußtseinsveränderung durch ebendiese drängt, oder Dietrich Busses Foucault- und Pecheux-Rezeption, durch die er die Bornierungen einer auf Wort, Satz und Text fixierten Sprachwissenschaft zu überwinden trachtet. Während Busse in seinem Buch "Textinterpretation" von 1992 erst noch die Grenzen einer textfixierten Semantik aufzeigen kann und muß, zeigen seine neueren Arbeiten, wie sich diese durchbrechen lassen, wenn Texte als Teile von Diskursen verstanden werden, in denen das "Weltwissen" vorliegt, das erforderlich ist, um Texte zu verstehen und interpretieren zu können. Mir scheint: Diskurs essen auch Sprachwissenschaft auf! Und Sprachwissenschaftlern beginnt der Diskurs zu munden. Ich finde das sehr ermutigend.

Siegfried Jäger

Ein DISS-Projekt zeigt:

Print-Medien schildern Straftaten von Einwanderern drastisch - und fast immer rassistisch

Auch Einwanderer begehen Straftaten. Und die Printmedien berichten darüber, täglich und sehr ausführlich. Eine noch nicht veröffentlichte DISS-Studie vergleicht die Berichterstattung über Straftaten von Einwanderern und Deutschen und kommt zu dem Ergebnis, daß nahezu alle JournalistInnen - auch diejenigen, die bewußt nicht rassistisch argumentieren möchten - bei solcher Berichterstattung rassistisch in den Einwanderungsdiskurs verstrickt sind.

Straftaten von Einwanderern werden in aller Regel drastischer geschildert als die von Deutschen. Ein spezifischer kultureller Hintergrund wird, oft durchaus in entschuldigender Absicht, als für die Straftaten mitverursachend angeführt - auch wenn er mit der Tat gar nichts zu tun hat. Ausländisch klingende Namen werden, mit dem Argument des Personenschutzes, durch andere ausländische Namen ersetzt, so daß auch weiterhin der Diskurs über Einwanderung negativ angesprochen wird. Auch die häufig betonte Hautfarbe verweist auf die Andersartigkeit der Einwanderer; durch ihre Sprache werden sie oft als Fremde markiert. So klinkt sich die Berichterstattung über Straftaten von Zuwanderern - ob beabsichtigt oder nicht - fast immer in den rassistisch aufgeladenen Einwanderungsdiskurs ein, sie produziert und reproduziert ihn und tendiert dazu, "Ausländer" und "Kriminalität" in einen fast "natürlich" wirkenden Zusammenhang zu bringen.

Unfaßbar! Türkischer Killer kassiert bei uns Sozialhilfe

Geldmarkt

Orient-Teppich Groß-Lager

Für JournalistInnen steht die Falle des Rassismus weit offen, denn sie haben mit einem Dilemma zu tun: Bei der Berichterstattung über Straftaten wird 1. eine Gruppe von Menschen als "nicht deutsch" charakterisiert; diese Gruppe wird 2. - da eine Straftat vorliegt - negativ dargestellt, also nolens volens bewertet; und diese Darstellung und Bewertung erfolgt 3. in Übereinstimmung mit dem hegemonialen Diskurs. Damit sind alle Elemente beisammen, die den Rassismusbegriff ausmachen, so wie er in der modernen Rassismusdiskussion verwendet wird: Rassenkonstruktion, negative Bewertung und die Machtposition, aus der heraus solche Berichterstattung stattfindet.

Hier gibt es viel zu tun, wenn eine Berichterstattung, die den Rassismus verschärft, vermieden werden soll. Daher haben die Projektmitarbeiterinnen (Margret Jäger, Gabi Cleve, Ina Ruth und Siegfried Jäger) einen Leitfaden zur Vermeidung diskriminierender Berichterstattung entworfen, der in Diskussionen mit JournalistInnen modifiziert und verbessert werden soll, bevor er endgültig veröffentlicht wird. Das Projekt wurde vom MAGS NRW unterstützt. Projektbericht und Leitfadenentwurf sind ab Sommer 1998 beim DISS erhältlich. Vorbestellungen sind bereits jetzt möglich.

Schleichende Restauration rechten Denkens

Im Herbst erscheint im Aufbau-Verlag Berlin ein Buch von Margret und Siegfried Jäger mit dem Titel "Gefährliche Erbschaften. Die schleichende Restauration rechten Denkens". Das Buch stützt sich auf die Tagebücher Victor Klemperers und analysiert rechtsextreme Medien-Diskurse der Gegenwart und das Eindringen rechter und völkischer Ideologie in Politik, Medien und Alltag.

Internationale Resonanz

Die Vortrags- und Vermittlungstätigkeit des DISS wird intensiv fortgesetzt und erfreut sich inzwischen auch größerer internationaler Resonanz. Dabei zeigt sich, daß zum einen weiterhin großes Interesse an den "Kernthemen" des DISS, Rechtsextremismus und Rassismus, besteht. Zunehmend werden aber auch Informationen zum Bereich "Biomacht" / "Bio-Politik" (Gentechnik, Bio-Ethik, Gesundheit, Krankheit etc.) angefragt. Vor allem die Verfahren der "Kritischen Diskursanalyse" erhalten wachsende Aufmerksamkeit. Diskursanalyse wird von den sog. Textwissenschaften (Psychologie, Pädagogik, Soziologie u.a.) inzwischen breit rezipiert, da ihre eigenen, meist Texte nur paraphrasierenden Verfahren von vielen als unbefriedigend angesehen werden.

In den letzten Monaten haben DISS-MitarbeiterInnen Vorträge, Seminare und Vorlesungen in Brüssel, Klagenfurt und Wien absolviert. Margret Jäger wurde für das Sommersemester auf eine Gastprofessur an der Universität Klagenfurt berufen, wo sie im Fachbereich Erziehungswissenschaften über Diskursanalyse und Rassimus las und Seminare abhielt. Die "Gesellschaft für Deutsche Sprache", die einen Zweig an der Universität Brüssel eingerichtet hat, interessierte sich für die Ergebnisse der DISS-Forschungen zu "Rechtsextremismus und Rassismus in der deutschen Sprache".

Bei "Rassismus" kommt Anti-Rassismus

Als Beweis, daß das Internet auch deutschsprachige Seiten hat, gebe ich diesmal einen Suchbegriff ein, der nur in Dokumenten in deutscher Sprache auftauchen kann: "Rassismus". Und siehe da, die gefundenen Seiten beschäftigen sich fast ausschließlich mit Anti-Rassismus. So können Suchbegriffe täuschen. Angeführt sind hier die großen Sammelpunkte, an denen es viele weitere Links zu anderen Seiten gegen Rassismus gibt. Eine Warnung vorab: Sollte beim Anti-Rassismus-Surfen der Begriff "Neo-Tech" auftauchen, sofort vermeiden, sonst bildet sich diese üble Sekte ein, sie könnte mit ihrer Verharmlosung von "nicht in Taten umgesetzten Rassismusgefühlen" Anhänger für ihre merkwürdigen Ideen gewinnen.

Nun zu den verantwortungsvolleren Seiten. Den LeserInnen in Nordrhein-Westfalen wird ARiC bekannt sein - aber wußten Sie, daß es ARiC auch in Berlin und in den Niederlanden gibt? Hier kann man sowohl in der "ARiCbase" nach Adressen und Literatur gegen Rassismus stöbern als auch weitere Verweise ins Netz finden. Die ARiC home page Adresse lautet ***www.ipn.de/aric/***.

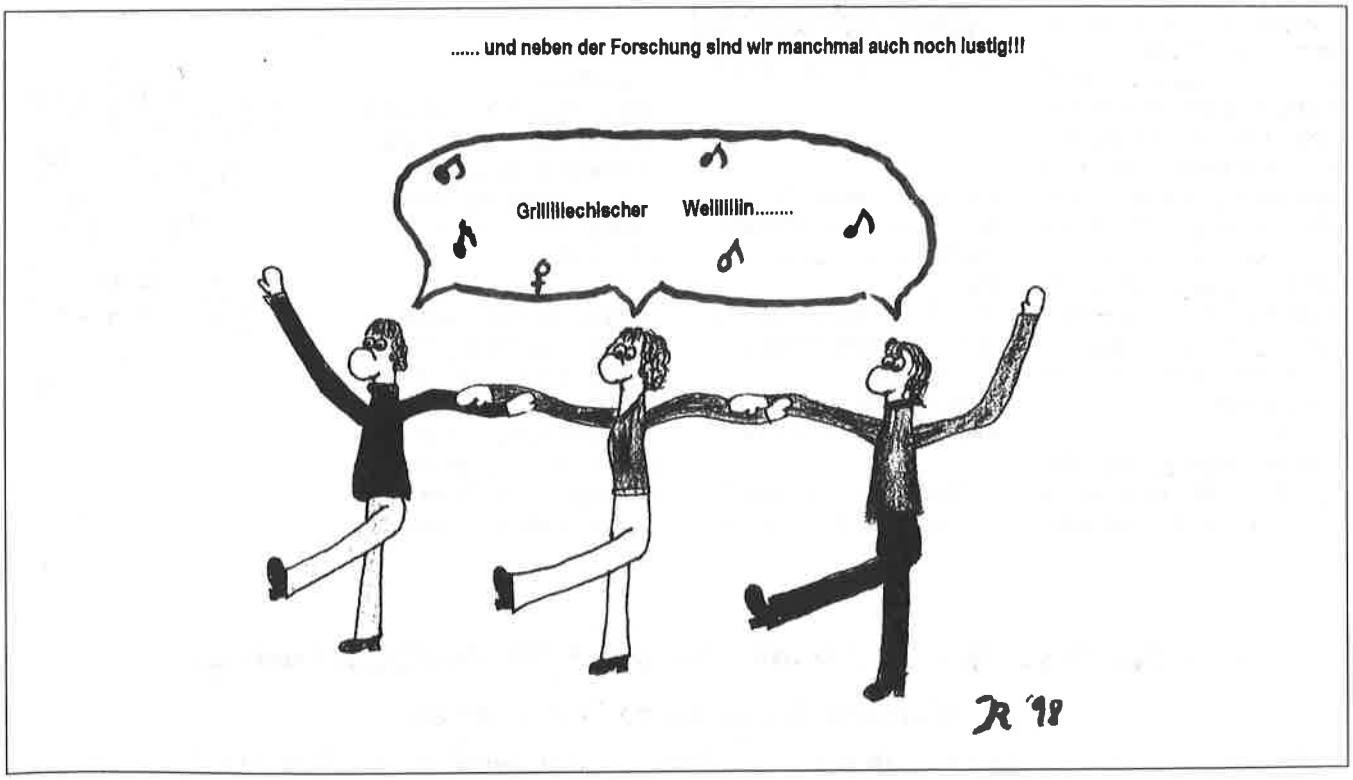
Auch in Österreich tut sich was gegen Rassismus, trotz oder vielleicht gerade wegen der Aktivitäten des Herrn Haider. Gesellschaft für politische Aufklärung heißt eine Gruppe, die Informationen zu den Themen Rechtsextremismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit anbieten will. Diese Informationen sind aber nur dann verfügbar, wenn relevante Veranstaltungen auch bei der Gruppe gemeldet werden. Also nutzen Sie diese Möglichkeit! Auch diese Seite hat vielfache Links zu anderen anti-rassistischen Seiten und bietet außerdem lohnende bibliographische Hinweise, in denen auch DISS-Bücher vorkommen.

Zu finden unter der Adresse: ***http://gfpa.uibk.ac.at/***.

Magenta ist ein kleiner holländischer anti-rassistischer Verein, der von seiner Größe profitiert, um sehr schnell und sehr 'bürgernah' zu operieren. Ob es in Ihrer Nähe auch einen Lokalverein gibt, können Sie übers Internet erfahren, eventuell bei Magenta. Der Verein bietet unter dem Namen "Crosspoint" eine Liste von Links zu relevanten deutschen Organisationen: ***www.magenta.nl/crosspoint/brd.html***.

Wohl die beste Möglichkeit, sich zum Thema anti-rassistische Arbeit in Deutschland zu informieren, heißt D.I.R.: das Dokumentations- und Informationszentrum für Rassismusforschung unter der Adresse ***www.uni-marburg.de/dir***. D.I.R. versteht sich als Pool, "in dem Ideen und Konzepte entwickelt, gesammelt und ausgetauscht werden können". Gesammelt werden Artikel, Dokumente, Selbstdarstellungen von Gruppen und Projekten, Termine von Veranstaltungen, Informationen zu Rassismusforschung und Rassismus an Hochschulen und relevante Statistiken. D.I.R. bietet viele Möglichkeiten zur Beteiligung, mit Informationen, Austausch und Kontakten, leidet aber in gewisser Hinsicht am eigenen Erfolg: Das Zentrum kann der stiegenden Nachfrage bei leider rückläufigen Spenden und Fördergeldern kaum nachkommen. Damit D.I.R. auch weiterhin eine wichtige zentrale Anlaufstelle für 23 000 Internetaufrufe im Monat und 760 direkte Anfragen im Jahr sein kann, sind Spenden dringend notwendig. Das D.I.R. ist ein eingetragener Verein; Spenden können steuerlich abgesetzt werden: Kontonr. 101 100 75 18 bei der Sparkasse Marburg-Biedenkopf, BLZ 533 500 00.

Joannah Cabom



Merkwürdigkeiten der Diskursanalyse - Neulich in Duisburg

Frank McCourt
Die Asche meiner Mutter. Irische Erinnerungen
München 1996,
Luchterhand, 48 DM;
TB ab Mai 1998 bei
Goldmann 20 DM

Ein kleiner irischer Junge, der seine ersten Lebensjahre in den USA verbringt, kehrt mit seiner Familie nach Irland zurück. Der Vater, ein notorischer Säufer und Faulenzer, der seine Kinder nachts weckt, sie strammstehen und patriotische Lieder singen läßt, verspricht seinen Angehörigen ein besseres Leben in der Republik. Die Familie zieht in die Slums von Limerick, wo der Vater, weil er aus dem Norden Irlands stammt, einen schweren Stand hat. Die Mutter, auf Fürsorgeunterstützung angewiesen, entwickelt sich im Laufe der Erzählung zu einer lethargischen Person, die an nichts mehr glaubt.

In seiner Biographie schildert Frank McCourt, wie er und seine Geschwister, ständig hungernd und krank, die Schulzeit im streng katholischen Limerick zu meistern versuchen. McCourt erzählt von seiner Kindheit und Jugend, von Ausgrenzung und Entbehrungen in einem unprätentiösen, teilweise humoristischen Stil: "Natürlich hatte ich eine unglückliche Kindheit; eine glückliche lohnt sich ja kaum. Schlimmer als die normale unglückliche Kindheit ist die unglückliche irische Kindheit, und noch schlimmer ist die unglückliche irische katholische Kindheit." (g.c.)

Uta von Winterfeld / Adelheid Biesecker / Barbara Duden / Meike Spitzner (Hg.)
Vom Zwischenruf zum Kontrapunkt. Frauen, Wissenschaft, Natur.
Bielefeld 1997,
Kleine Verlag, 35,80 DM

"Das Experiment 'Männerwissenschaft' kann als gescheitert bezeichnet werden", so Margot Gebhardt-Benischke in ihrem Grußwort zum Kongreß "Frauen - Wissenschaft - Natur". Im lesenswerten Kongreßreader versuchen Frauen aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen kritische Ansätze zur modernen Wissenschaft ebenso zu entfalten wie ein gemeinsames Nachdenken darüber, welche Wissenschaft und welches Naturverständnis Frauen selbst entwickeln wollen. Bei ihrer Suche nach Arbeitsweisen und Inhalten, besser nach den "Nicht-Inhalten", nach dem, was im männlich geprägten Wissenschaftsalltag verloren und ignoriert wird, spüren sie durchaus konstruktive Mißverständnisse, Konflikte und Möglichkeiten auf. Das Buch gibt einen guten Überblick über verschiedene Ströme einer feministischen Wissenschaftskritik. Der hier verfolgte interdisziplinäre Ansatz ist motivierend und lohnenswert. (d.o.)

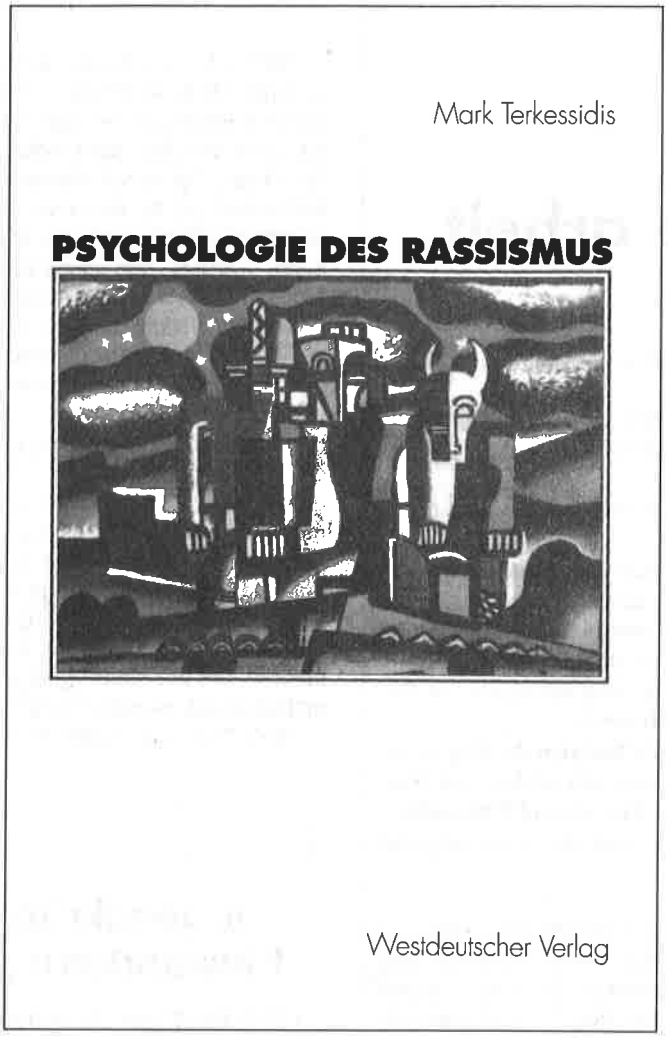
Ursel Fuchs
Gentechnik - Der Griff nach dem Erbgut. Eine kritische Bestandsaufnahme
Bergisch Gladbach 1996,
Lübbe Verlag GmbH,
DM 14,90

"Wissenschaft selbst ist Macht" schrieb Francis Bacon, Begründer der modernen Naturwissenschaften. Wie wahr dieser Ausspruch ist, zeigt die rasante Entwicklung der Gentechnik. Die Journalistin Ursel Fuchs fragt in ihrem Buch "Gentechnik - Der Griff nach dem Erbgut" nach: "Welche Wissenschaft wird da - mit unseren Steuergeldern - gefördert?" Zu jeder Facette der Gentechnologie bringt sie eine Bestandsaufnahme und kritische Nachfrage. Vom Humangenomprojekt bis zum Genfood, von der Bioethik-Konvention bis zur Standortdebatte und von der Keimbahnmanipulation bis zur Reproduktionstechnologie befragt sie politisch Verantwortliche und (wissenschaftliche) Experten. Sie zeigt Mißstände und Strategien der Akzeptanzbeschaffung auf. Dabei bringt sie die Sachverhalte in leicht lesbarem Stil auf den Punkt. Eine umfangreiche und ausgewogene Adressenliste ermöglicht den LeserInnen, sich weiter, unabhängig von der Autorin, über Gentechnik zu informieren. (d.o)

Das DISS gibt seit Jahren wissenschaftliche Bücher heraus.
Fordern Sie unseren Prospekt an.
Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung, Realschulstr. 51, 47051 Duisburg, Tel.: 0203 / 20249; Fax: 0203 / 287881

autonome a.f.r.i.k.a gruppe / Luther Blissett / Sonja Brünzels:
Handbuch der Kommunikationsguerilla. Jetzt helfe ich mir selbst.
1997, Verlag Libertäre Assoziation - Schwarze Risse - Rote Strasse, 29,90 DM

Das AutorInnenkollektiv der "autonomen a.f.r.i.k.a. gruppe", die in den vergangenen Jahren durch einige gegendiskursive Aktionen auffiel, definiert den Kern ihres Werkes wie folgt: "Kommunikationsguerilla will die Selbstverständlichkeit und vermeintliche Natürlichkeit der herrschenden Ordnung untergraben. Ihre mögliche Subversivität besteht zunächst darin, die Legitimität der Macht in Frage zu stellen und damit den Raum für Utopien überhaupt wieder zu öffnen." Das "Handbuch der Kommunikationsguerilla" teilt sich in drei Ebenen: In der ersten werden Kommunikationsguerilla-Gruppen wie z.B. die "Kommune 1" dargestellt und diskutiert. Zweitens gibt es einen Überblick über die Aktionsformen der Kommunikationsguerilla mit Anwendungsbeispielen, z.B. über "Fake & Fälschung". Das Ganze wird drittens verbunden mit einer theoretischen Auseinandersetzung zu den Themen "Kulturelle Grammatik & Subversion", "Prinzipien & Methoden", "Praxen & Anlässe" und "Wann ist Kommunikationsguerilla?" Eine geschlossene Theorie zur Weltveränderung kann und will das Werk nicht liefern. Wer aber daran arbeiten will, der kann sich mit diesem Handbuch einen wertvollen Rat- und Ideengeber anschaffen. (th.e.)



Mark Terkessidis
Psychologie des Rassismus
Opladen 1997, Westdeutscher Verlag, 54 DM

Mark Terkessidis analysiert Rassismus als *überliefertes Wissen*, dessen Ursprünge bis in die Zeit des frühen Kolonialismus zurückreichen. Rassismus wird hier nicht länger als Vorurteil gegen "ethnische Minderheiten", also als individuelle Fehldeutung, (miß-)verstanden, sondern als historisch gewachsener selbstverständlicher Wissensbestand moderner Gesellschaft untersucht. Terkessidis sieht dieses "rassistische Wissen" eng verknüpft mit den sozialen Institutionen des Arbeitsmarktes, der Staatsbürgerschaft und der nationalen Kulturen, die die Ungleichheit zwischen Einheimischen und Einwanderern immer wieder aufs neue reproduzieren. Diese Institutionen schließen aus, indem sie einschließen.

Das Buch ist auch deshalb hilfreich, weil es die wichtigsten Theorien über die Ursachen des Rassismus darstellt, sich mit unterschiedlichen Definitionen des Rassismusbegriffs auseinandersetzt, der Genese des rassistischen Wissens genau nachspürt und die Verankerung dieses Wissens in den jeweiligen historischen Institutionen bis in die Gegenwart hinein untersucht. Es zeigt, daß "Rassistisches Wissen (...) den einzelnen auf 'einleuchtende' Weise die Differenz zwischen 'uns' und'ihnen' in Übereinstimmung mit der gesellschaftlichen Praxis (erklärt)." Der Umgang mit diesem "Wissen" hat schwerwiegende gesellschaftliche Folgen: "Indem die Individuen dieses Wissen verwenden, desartikulieren sie die Rolle der 'Interessengemeinschaft' in der Herstellung dieser Differenz und legitimieren die Position der Gruppe, der sie sich zugehörig fühlen. Die Erklärungen sind daher sicher falsch, eine Täuschung sind sie jedoch keineswegs" - weil *sie als Wahrheit gelten* und als gültige und damit über jeden Zweifel erhabene Wahrheiten die Gesellschaft prägen.

Mark Terkessidis treibt die Diskussion um Rassismus, seine Genese und seine gesellschaftliche und politische Bekämpfung deutlich voran, doch er versucht ganz bewußt keine endgültigen Klärungen. Abschließend schreibt er: "Vor uns steht weiterhin die unendlich mühsame Aufgabe, eine Gesellschaft zu verwirklichen, die in der Lage ist, einzubeziehen, ohne auszuschließen. Hinter dieser Forderung verbirgt sich keine Utopie, die Unterschiede auslöscht, sondern lediglich der Wunsch nach einem Ort, von dem man (...)'meine Bleibe' sagen kann, ohne zu erröten." Terkessidis bietet eine sympathische, sich selbst nicht schonende Analyse, die für jede weitere Diskussion über die Möglichkeit demokratischer Gesellschaft unverzichtbar ist. (s.j.)

iza Zeitschrift für Migration und Soziale Arbeit

migration und soziale arbeit

(bis 1995: Informationsdienst zur Ausländerarbeit)

Die Fachzeitschrift für Fachkräfte im sozialen Bereich, die mit und für Migranten arbeiten.

iza Zeitschrift für Migration und Soziale Arbeit

- informiert über die spezifische Lebenssituation von MigrantInnen in der Bundesrepublik,
- fördert den interkulturellen Dialog und sensibilisiert für ein Miteinander auf gleichberechtigter Basis,
- dokumentiert interkulturelle Praxisprojekte im Bildungs-, Jugend- und Sozialbereich,
- engagiert sich fachlich für die Belange der MigrantInnen und ermöglicht den kritischen Dialog zwischen Fachkräften verschiedener Herkunft und Profession,
- setzt sich kritisch mit der Ausländer- und Asylpolitik auseinander.

Die Zeitschrift enthält regelmäßig Beiträge zur Ausländer- und Asylpolitik, zur interkulturellen Kinder-, Jugend- und Bildungsarbeit, anderen migrationspezifischen Themen wie: interkulturelle Öffnung sozialer Regeldienste, psychosoziale Versorgung von MigrantInnen, ältere MigrantInnen, Rassismus und antirassistische Strategien.
Jedes Heft enthält eine Bibliographie zu migrationsrelevanten Themen und Rezensionen von Neuerscheinungen.

Themenschwerpunkte für 1998 sind:

Interkulturelle Öffnung und Vernetzung sozialer Dienste im europ. Vergleich	Heft 1/98
Medien und Migration	Heft 2/98
Zusammenleben in den Städten	Heft 3+4/98

iza Zeitschrift für Migration und Soziale Arbeit
erscheint dreimal im Jahr mit zwei Einzelheften und einem Doppelheft. Ein Jahresabonnent kostet 60,- DM. Die Einzelhefte sind auch einzeln zu beziehen: das Einzelheft kostet 20,- DM, das Doppelheft 30,-DM (jeweils zuzüglich Versandkosten). Kündigung: jeweils drei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres.

Bestelladresse:
Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (ISS e.V.)
Am Stockborn 5 - 7, 60439 Frankfurt am Main - Praunheim
Telefon: 069 - 9 57 89 - 0, Fax: 069 - 9 57 89 - 190

rote ruhr uni 98

12.-20. November 1998, Ruhr-Universität Bochum

"Hört auf zu studieren - fangt an zu denken!" - Unter diesem sinnigen Motto findet auch in diesem Jahr die mittlerweile fast schon traditionsreiche "rote ruhr uni" statt. Organisator dieser ca. zwei Wochen dauernden Veranstaltung ist ein rühriger Arbeitskreis gleichen Namens. In Zusammenarbeit mit dem ASTA-Referat für Kritische Wissenschaften soll ein weiteres Mal versucht werden, "ein fächerübergreifendes Forum für Gesellschafts- und Wissenschaftskritik" auf die Beine zu stellen, das "linken Positionen Raum" gibt, welche von der universitären und medialen Öffentlichkeit weitgehend ausgeblendet werden: ein Programm für Leute, die sich nicht mit geistiger Schmalspurkost zufrieden geben wollen und die immer noch der Meinung sind, daß die Veränderung der Verhältnisse ein gründliches Nachdenken über sie voraussetzt. Eingeladen sind diesmal Frigga Haug (über "Erinnerungsarbeit"), Sabine Kebir (über Brecht&Co), Hans-Georg Backhaus (über die marxsche Werttheorie), Thomas Laugstien (über Diskurstheorie), um nur einige wenige zu nennen. Wer weitere Informationen will, wende sich an 0234-7007865 (Tel.) oder 0234-701623 (fax) oder rru @ koma.free.de (e-mail).

Jugendkriminalität in der Einwanderungsgesellschaft

Überlegungen zu einem anderen Verständnis von Lebenslagen junger Menschen

Universität zu Köln, Freitag, 19. Juni 1998 10.30 bis 20.00 Teilnahmebeitrag 45 DM (für Studierende und Arbeitslose 25 DM)

Hinter der Debatte von der sogenannten Ausländerfeindlichkeit verbirgt sich eine Problematik, die ihren Ursprung im Wandel der Bundesrepublik von einem Auswanderungs- zu einem Einwanderungsland hat, in dem sich Menschen – entgegen den Beteuerungen der offiziellen Politik – dauerhaft hier niedergelassen haben und zum Teil dieser Gesellschaft geworden sind. Die Kriminalität nicht-deutscher Jugendlicher wird damit nicht mehr zur Kriminalität von Nicht-Deutschen, sondern von Einwanderern und deren Kindern.

Der Kölner Workshop befaßt sich deshalb nicht mit Ausländerkriminalität; ein Begriff, der den Anschein erweckt, Kriminalität ließe sich aus der unterschiedlichen Nationalität erklären. Es geht vielmehr darum, sich der Kriminalität von nicht-deutschen Jugendlichen als einer Form von Jugendkriminalität zu nähern, die strukturelle Besonderheiten aufweist.

Informationen und Anmeldungen: Sebastian K. Trautmann, EZW, Univerität zu Köln, Forschungsstelle für interkulturelle Studien, Gronewaldstr. 2, 50951 Köln

Ossietzky
Zeitschrift "gegen die Normalität": man darf gespannt sein

Ossietzky heißt die Zweiwochenschrift für Politik/Kultur/Wirtschaft, die seit Anfang des Jahres erscheint und die eigentlich anders heißen sollte - nämlich "Weltbühne". Und sie sieht auch so aus wie die "alte" Weltbühne Carl von Ossietzkys, der den Faschismus bekämpfte, dem 1936 der Friedens-Nobelpreis verliehen wurde, der seit 1933 im KZ saß und 1938 an den Folgen der Haft gestorben ist. Die neue Zeitschrift stellt sich bewußt in die Tradition der "Weimarer" "Weltbühne" - "damit die künftige Berliner Republik nicht den Weg der Weimarer Republik geht".

Der Name "Weltbühne" konnte aus rechtlichen Gründen nicht verwendet werden; so trat der Name des Herausgebers an seine Stelle: Ossietzky, ein Name, durch den die Qualitätslatte sehr hoch gelegt ist und der einen Anspruch anmeldet, dem gerecht zu werden nicht leicht sein dürfte, den Anspruch, wie Kurt Tucholsky das Bemühen der "alten" Weltbühne beschrieb, "aus Teutschland Deutschland zu machen". Man darf also gespannt sein.

Herausgegeben wird das alte neue Blatt von Rolf Gössner, Arno Klönne, Otto Köhler, Reinhard Kühnl und Eckart Spoo - unter Mitarbeit von Daniela Dahn, Dietrich Kittner und Peter Turrini. Das stimmt hoffnungsvoll!

Mir liegt die Nummer 3 vom 1. März 1998 vor. Beim ersten Blättern stört kein Foto, keine Karikatur, kein Firlefanz. Schlichtlayout - zumindest für mein durch die neuen Techniken verwöhntes Auge. Kurze Artikel von 1 oder 2, selten drei Seiten, die man schnell zwischen anderen Aktivitäten liest, Glossen, Kommentare und schön bissige Kritik, so etwa Eckart Spoos "Kandidat Schröder", der so endet: "Falls aber aus der Kanzlerschaft (für Schröder) doch nichts werden sollte, wird Schröder jedenfalls geholfen haben, die Politik zu zementieren, die so dringend durch eine soziale und demokratische Politik abgelöst werden müßte." Punkt! Das sitzt! Die aufgeführten Taten, Schröders Techtelmechtel mit Wirtschaft, Industrie und Medienriesen erschrecken wohltuend, wenn man sie als so geballte Ladung serviert bekommt. Gerhard Klas startet seinen Kommentar zur "Antidiskriminierungspolitik" furios wie folgt: "Durch ein weitreichendes internationales Abkommen soll die Diskriminierung von Ausländern unterbunden werden - nämlich die von ausländischen Investoren, Finanzanlegern und Aktionären." Na denn! Das macht doch neugierig auf mehr, oder?

PS. Nachdem ich diese Notiz verfaßt habe, erhalte ich einen Brief von Arno Klönne, der fragt: "Vielleicht hat das DISS ja mal etwas, das in die Zeitschrift paßt ..." Klar!

Ossietzky, Zweiwochenschrift für Politik, Kultur, Wirtschaft, 36 Seiten DIN A 5, 4,50 DM. Zu beziehen über "Ossietzky." Redaktion und Verlag Eckart Spoo, Gretchenstraße 36, 30161 Hannover, Jahresabo 100.- DM

S.J.

Frauenuniversität im Internet

Die "Women's International Electronic University" ist ein internationaler, unabhängiger Dachverband. Das Ziel: Frauen durch den Einsatz von Computer-Modem-Technologie, durch die Förderung multikultureller Kommunikation, durch den Aufbau einer Basis für gemeinsames Lernen und Forschen und durch die Durchführung gemeinsamer Projekte besser auszubilden. Die Kurse werden meist auf Englisch über Computermodem angeboten. Die Schwerpunkte der women's studies sind Informationstechnologie, Kurse zu mehreren Wissenschaften und die Vermittlung von "Lebenspraxis", ein Bereich, der unterschiedliche Themen von Körper/Gesundheit bis zur Ökonomie beinhaltet. Die wissenschaftlichen Kurse umfassen Politik- und Sozialwissenschaften, Sprachen, Theologie und Literaturwissenschaften, jeweils aus feministischer Perspektive. Die Teilnehmerin erhält am Kursende ein Abschlußzertifikat. Die Teilnahme ist bei einigen Kursen kostenpflichtig. Inhalte und Kosten findet frau auf der jeweiligen web-Seite oder im Cyber-Log. Der Förderverein Virginia Woolf Frauenuniversität e.V. ist als deutsche Kontaktadresse angegeben (http://www.uni-oldenburg.de/eu-net/virginia woolf-ev/). Women's studies brauchen ein Modem, einen Internet-server und bei einigen Kursen einen web browser- dann kann es losgehen: http://www.wvu.edu/~womensu/

(d.o.)

Trauerarbeit im Männerbund

Wie bewußtlos und beflissen völkisch-konservative Vorgaben mittlerweile apportiert werden, zeigten die Nachruforgien für Ernst Jünger im Februar 1998. Die Ikone teutonischer Männlichkeit war kaum verschieden, da kondolierten Kanzler Kohl und Bundespräsident Herzog. Sie regten zur kollektiven Trauerarbeit im Männerbund an.

Bereits Anfang der neunziger Jahre war im deutschen Feuilleton die Tendenz zu beobachten, den kriegsgeilen Käfersammler zu rehabilitieren, um ihn auf der Suche nach identitätsstiftenden Vorbildern einzuverleiben. Plötzlich war alles nicht mehr so schlimm mit Jünger. Keinesfalls sei er ein Faschist gewesen, eher ein "Anarch", in jedem Fall eine "Jahrhundert-Gestalt", war nun in fast allen überregionalen Blättern zu lesen. Konkrete Blicke in das Jünger-Werk wurden dabei immer seltener.

Lediglich in der *Frankfurter Rundschau* blieb das Feuilleton zunächst weitgehend tapfer und berichtete noch 1994 beispielsweise über eine wissenschaftliche Fachtagung. Dort hatte der Historiker Elliot Neamann davor gewarnt, Jünger in die "extraterristische Sphäre zu entlassen". Am Text hatte er gezeigt, wie Jünger den Historikerstreit von 1986 bereits kurz nach dem Ende des Faschismus in der Lesart Ernst Noltes vorweggenommen hatte. Auch beim Schweigen über Auschwitz hatte sich Jünger exponiert und somit wesentlich zum Gründungsmythos der Bundesrepublik beigetragen: "Jüngers Waldgänger- und Anarchentum nach 1945 als versteckte Anweisung zum deutschen Überwintern in den Kältezonen der Schuld zu lesen, gibt den Schlüssel, um zu verstehen, daß die seit einiger Zeit zu beobachtende Wiederkehr Jüngers als Ikone des deutschen Jahrhunderts und die Ausfütterung des regierungsamtlichen deutschen Selbstverständnisses mit den Thesen Noltes, Hillgrubers und Stürmers Parallelen bilden"[1], referierte damals die *FR*.

Doch nur ein Jahr später, zum Hundertsten von Jünger, war es schwierig, Kritik überhaupt noch zu finden. Was Thomas Assheuer 1995 für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* feststellte, war allgemeiner Tenor: "Eine vollständige Redaktion warf sich vor Ernst Jünger in den Staub wie einst der Untertan vor dem Kaiser"[2]. Auch 1998 funktionierte der obrigkeitsstaatliche Unterwerfungsgestus. Wie schon 1995 hatten zum Sudeln im braunen Matsch immerhin die obersten Repräsentanten des Landes aufgerufen. Was schert im Journalismus schließlich heute noch wissenschaftliche Erkenntnis, der hauseigene Artikel oder gar die eigene Einstellung von gestern. Mann geht auch in der *FR* mit der Zeit. In seinem Kondolenz-Kommentar überschlug sich Wolfram Schütte geradezu über die "Jahrhundert-Gestalt"[3], wahlweise nun auch verehrt als der "abenteuerliche Anarchist"- aus der Selbstbezeichnung Jüngers, dem "Anarch", wird glatt der "Anarchist". An Jünger-Texten kann Schütte das nicht belegen. Dafür arbeitet er mit Anspielungen, unternimmt beispielsweise den absurden Versuch, Jünger positiv mit Elias Canetti und Thomas Mann zu vergleichen. Das ist mindestens aus ästhetischen, noch mehr aus politischen und humanitären Gründen ehrverletzend für die vom Naziregime Verfolgten.

Doch diese Geschmacklosigkeit liegt ganz auf der Linie des staatlichen Oberhauptes deutscher Männerbündler. So ließ sich Roman Herzog zu der emphatischen Luftblase hinreißen, Jünger sei ein "einzigartiger Zeuge der Zeit"[4] gewesen. Für Schütte wird Jünger am Ende seiner Grabrede gar ein "furchtlos-neugieriger *Intellektueller*". Nichts Neues, dafür etwas dezenter formuliert, hatte dann im Feuilletonteil des gleichen Tages der Germanist Harro Segeberg mit "Wege und Irrwege einer Epochenaneignung" beizutragen. Die Bewunderung kaum beherrschend, versucht dieser nun Jünger links von Kohl zu verorten, mutmaßt im Werk "sinnzentrierte Tiefendeutungen" und verleiht ihm deshalb das Label "surrealistischer Traum-Forscher".

Wie wenig intellektuelles Deutungsvermögen und historische Kenntnis bzw. Verantwortung im journalistischen Milieu Ende der neunziger Jahre noch verbreitet sind, war dann auch von *FAZ* bis *taz* nachzulesen. Eine Woche nach der Anti-Gleichstellungskampagne widmete die *Zeit* ihr Dossier "Der beste Feind der Moderne"[5] dem "Stahlgewitter". Thomas Assheuer bemühte sich zwar, in der Atmosphäre des allgemeinen Jubels über die neu entdeckte Identitätsfigur subversiv mit philosophiegeschichtlicher Einbettung das unheilvolle Geistesumfeld der konservativen Revolution zu beschreiben. Doch fehlte ihm diesmal der scharfe Blick. Trotzdem hebt sich die kritische Zurückhaltung wohltuend gegen das Manöver des Kollegen Richard Herzinger in der gleichen Ausgabe ab. Der ist nun auch endgültig beim Zeitgeist angekommen, 1997 sogar mit einem ganzen Buch "Die Tyrannei des Gemeinsinns". Darin strickt er die Masche des Nonkonformismus, entdeckt die "subversive Kraft des Egoismus" und rechnet lauthals, als sei es seine Erfindung, mit der "moralischen Korrektheit" ab. So wird auch nachvollziehbar, warum er naßforsch versucht, Ernst Jünger als "spät entdeckte Leitfigur" der Linksintellektuellen zu entdecken. In diesem einigermaßen absurden Unterfangen fallen dann Namen wie Frank Schirrmacher und Peter Sloterdijk sowie die der Bockssänger Hans-Jürgen Syberberg, Heiner Müller, Günter Figal und Heimo Schwilk. Botho Strauß bekommt gar den Zusatz "ehedem ein Darling der Linken" verpaßt.

Erstaunlicherweise durfte aber auch eine Frau das Dahinscheiden der patriarchalen Leitfigur mit dem Piepmatz auf der Schulter kommentieren, nämlich Brigitte Sauzay, die frühere Dolmetscherin von Mitterand. Der hatte den Kanzler 1984 ins geschichtsträchtige Verdun eingeladen. Kohl kam damals mit Ernst Jünger im Schlepptau. Angewidert erinnert sich Sauzay an Jünger und daran, wie sie damals ihrem Präsidenten direkt die Meinung gesagt hatte: " Ich mag die 'Stahlgewitter' nicht, hasse den Krieg, glaube nicht, daß er den wahren Menschen offenbart. Ich kann diesen virilen Elitismus nicht leiden. Noch schlimmer ist 'Auf Marmorklippen', das als antifaschistisches Buch gepriesen wird und nichts anderes ist als eine Apologie

1 Frankfurter Rundschau, 7.10.1994
2 Thomas Assheuer: Die Angst des Denkers vor dem Neuen, in: Die Zeit, 7.11.1997
3 Frankfurter Rundschau, 18.02.1998
4 Zitiert nach Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.02.1998
5 Die Zeit, 20.02.1998

der Diktatur, das Hohelied auf eine Welt voller Verachtung für die Schwachen, den Pöbel".

Lediglich in der Wochenzeitung *Freitag* war in den Tagen danach die erste große kritische Analyse eines Deutschen in den überregionalen Blättern zu lesen, eine ohne wenn, aber und rhetorische Tricks: "Stahlgewitter mit Erdbeeren"[6]. Der Autor Rudolf Walther hält es wie die Französin mit dem dichten Lesen, also der altmodischen Textarbeit und arbeitet so insbesondere die "katastrophalere Wirkung" von Jüngers politischer Publizistik heraus. Diese kritische Betrachtung der Werkedition Jüngers, der nach und nach Pamphlete wie "In Stahlgewittern" politisch entschärft hat, zeigt, wie mit dem sukzessiven Umschreiben dieser "Urtexte" die Jünger-Gemeinde auch ihre Uminszenierungsstrategie verfeinert hat, bis aus dem Waffenanbeter schließlich der Widerständler wurde. Doch auch beim *Freitag* geht's mittlerweile ausgewogen zu. Direkt in der Spalte nebenan durfte Michael Braun die Jünger-Kritik gleich am Anfang mit dem Mantra in die Schranken verweisen: "Auch posthum wird er sie nicht bestehen können, die Probe auf politische Korrektheit". Und dann arbeitet dieser, Karl Heinz Bohrer zitierend, heraus, Jünger habe an der "Weiterentwicklung der Metapher des Schmerzes" gearbeitet. Natürlich kommt Braun ohne Textbelege aus.

Noch existieren in der *Frankfurter Rundschau* aber auch Nischen für den Widerspruch. Einige Tage nach den unsäglichen Lobeshymnen schuf die verantwortliche Redakteurin der Dokumentenseite Platz für die erste längere wissenschaftliche Analyse, die in überregionalen deutschen Zeitungen überhaupt erschienen ist. Redakteurin und Autor lassen schon mit der Überschrift "Die Schule des männlichen Fundamentalismus"[7] keine Zweifel aufkommen. In seinem Beitrag betreibt Bernd Weisbrod eine ganz andere Metaphernanalyse. Ebenfalls ganz traditionell am Text widmet er sich den "exaltierten Zuständen des Tötungsrausches", dem der "Egomane" Jünger in seinen einschlägigen Pamphleten wie "In Stahlgewittern" verfallen ist. Der "ungeheure Vernichtungswille" liegt für ihn klar im Werk, wie er unter anderem an folgender Textstelle herausarbeitet: " Unter allen erregenden Momenten des Krieges ist keine so stark, wie die Begegnung zweier Stoßtruppführer zwischen den engen Lehmwänden der Kampfstellung. Da gibt es kein Zurück und kein Erbarmen. Das weiß jeder, der sie in ihrem Reich gesehen hat, die Fürsten des Grabens mit harten, entschlossenen Gesichtern, tollkühn, geschmeidig vor und zurück springend, mit scharfen blutdürstigen Augen, Männer die ihrer Stunde gewachsen waren"[8].

Dieses "wollüstige Schreiben" ist für Weisbrod durchgängig: "Jeder Satz ein Anschlag, so geht es weiter, jedes Wort ein obszöner Erguß. Was hier strömt, (...) es ist die aggressive Angst-Lust". Und er läßt keinen Zweifel: "Jüngers Texte sind Bekenntnisschriften für einen historischen Männlichkeitsentwurf, der seinen letzten, den quasi-religiösen Grund im 'Wille zum Opfer' als 'rettende Tat' finde. (...) Der starke Staat gegen die weibische Gesellschaft, der soldatische Männerbund gegen die demokratischen Parteien, die männliche Autorität gegen den weichlichen Frieden, die ganze Republik war ihnen wie ein 'Dolchstoß der Frau in den Rücken des Mannes'". Und Weisbrod definiert auch dessen historische Verantwortung: "Ernst Jünger war gewiß nicht der einzige, der daran arbeitete, dem 'Phallus goldene Tempel zu errichten'. (...) Aber Jünger war der einzige, der in der 'Wiederentdeckung der Gewalt', im Gemetzel des Grabens, in diesem 'auf die Spitze getriebene(n) Mannestum' (...) die 'männliche Form der Zeugung erfand'. (...) Hierin liegt seine Bedeutung, nicht seine Größe". Dieses Ergebnis kann bei einer genauen Textanalyse, ohne patriarchale Empfindungen, eigentlich auch nur herauskommen.

Und spätestens nach dieser Art von Lektüre kann die mystische Chiffre des orgiastischen Mordgetümmels in "Ithaka" von Botho Strauß nur noch als Plagiat gelesen werden. Auch die kulturellen Wurzeln des Ekels vor der sexuell bewußten Frau sind nun viel besser nachvollziehbar. Doch die *FR*-Dokumentenseite war gerade gedruckt, da hatten auch die *Spiegel*-Mannen ihr Trauern über den "Anarch des Jahrhunderts" (Der Spiegel, 23.02.1998) bereits in Zeilen gegossen. Jünger habe zwar "dem Nationalsozialismus von Herzen den Sieg" gewünscht und sogar Augstein weiß, "Antisemit war Jünger wohl". Aber auch das macht nichts, sie phantasten ihn in die oberste Etage des Jenseits: "Von Jahr zu Jahr weniger umstritten, wird der Tote nun endgültig ins Pantheon erhoben werden."

Brigitta Huhnke

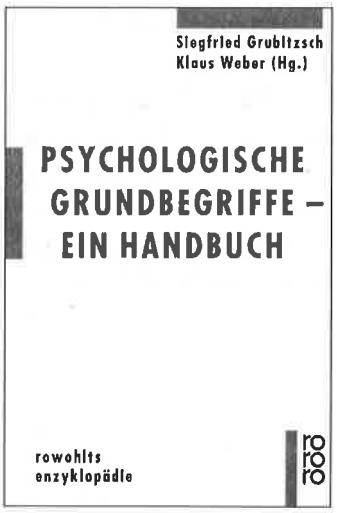
6 Freitag, 20.02.1998

7 Es ist eine verkürzte Fassung des Aufsatzes von Bernd Weisbrod: Ernst Jünger: In Stahlgewittern, in: Wilfried Barner (Hg.): Querlekturen, Göttingen 1997, S. 168-186.

8 Dieses Zitat stammt aus "In Stahlgewittern", S. 244, zitiert nach Weisbrod, Frankfurter Rundschau, 21.02.1998

Psychologie heute

Rowohlt



Der große Stoffumfang wird strukturiert nach psychologischen Disziplinen und Begriffen großer Relevanz, nach Unterdisziplinen und Begriffen mittlerer Relevanz und nach erklärenden Stichworten und Grundbegriffen. Aktuell, kritisch, kompetent und übersichtlich.
55588/DM 39,90/öS 291,-/sFr 37,-

1981 erstmals erschienen, wurden die «Psychologischen Grundbegriffe» völlig neu bearbeitet und ergänzt zugunsten einer interdisziplinären Darstellungsweise. Mit nahezu 300 Artikeln umfassen sie das gesamte Spektrum psychologischer Theorie und Praxis.

ro
ro
ro

Die Fälle der Karla Kowalski

Das Geheimnis des Gartenzwergs

Ich hockte mal wieder in Gerda's Schlemmerstübchen, als ein muskulöser Schatten auf meine Currywurst fiel. "Hallo, Karla Schätzchen", sagte Grundmann, "Interesse an einem Auftrag? Morgen früh. Netter kleiner Job, schnelles Geld." Grundmann geht nicht mehr selbst auf Kontrolle. Er läßt fünfzehn Greifer für sich laufen, pflegt seinen Waschbrettbauch und kassiert ab. Seine Greifer laufen für 60/40. Wenn bei Grundmann mal der Bizeps platzt, geb ich eine Runde Sekt aus. Aber als freie Sozialdetektivin kannst du im Umgang nicht wählerisch sein und mußt die Aufträge nehmen, wie sie kommen. "Also was ist, Karla? Sagen wir 50/50." "Ich mach's für 70/30", sagte ich. "Ist quasi vor der Haustür, bei Kevelaar. Letztes Angebot."

Der Morgen war kühl und diesig, Aprilwetter, als ich durch die Felder zum Spargelhof Kevelaar fuhr. Natürlich für 50/50. Gegen einen, der mit Vornamen Guido W. heißt, hast du keine Chance. Nasse Kohlfelder links und rechts, dann Kartoffeln und Rüben, noch mal Rüben, dann zur Abwechslung wieder Kohl. Kurz vor der Einfahrt zum Spargelhof geriet ich in eine dieser Prozessionen. Mindestens hundert Leute lagen platt auf dem Asphalt und beteten ihre Litanei ab: "Herr, schenk uns Arbeit. Herr, erbarme dich." Hupen oder aussteigen ist nicht ratsam, denn manchmal dreht einer durch und schlägt dir seine Geißel-Peitsche gegen die Beine. Am besten wartet man, bis sie weiterpilgern.

Ich wollte gerade anfahren, als ein kleiner bärtiger Mann in mein Auto spähte. Er zwinkerte unverschämt und öffnete schnell seine Faust, und für Sekunden sah ich, was auf der Handfläche lag: ein winziger, pfeiferauchender Gartenzwerg mit roter Mütze. Diese Arbeitspilger sind bekanntlich irre, aber harmlos. Trotzdem war ich so erschrocken und unruhig, daß ich auf dem Spargelhof sofort raushüpfte und um den Wagen lief. Der Kleine hatte mir nicht die Reifen zerstochen, aber auf dem Kotflügel prangte eine fingerlange frische Schramme. Dieser Job fing schlecht an.

Der Spargelbauer, ein ausgemergelter Typ mit Baseball-Kappe, hörte sich mißmutig mein Sprüchlein an: "Sozialdetektei Kowalski? Na gut." Dann prockelte er mit dem kleinen Finger im Ohr, studierte in Ruhe das Ergebnis seiner Tiefenbohrung und sagte mürrisch: "Vier Leute sind überfällig, alle anderen pünktlich angetreten." Während ich die Listen vom Amt durchging, kam die Kolonne mit Kisten und Spargelstechern aus dem Schuppen. Noch immer wird mir schlecht, wenn ich an die Erdwälle denke, mit bleichen Stangen gefüllte Massengräber, acht Hektar Erdwälle bis zum Horizont und ich mitten drin. Sechs Wochen bücken, dann war ich zermürbt und reif für die Umschulung zum Greifer. "Haben Sie kein Mitleid, wenn Sie die armen Hunde abgreifen?" sagte der Bauer. "Genausoviel wie Sie, wenn Sie den Lohn unter 4 Euro drücken", sagte ich, wendete meine Karre und ließ ihn stehen.

Ein gewisser Szepinski, wohnhaft in Meiderich, stand als erster auf meiner Liste. Während ich seine Klingel traktierte, wurde nebenan die Tür eine Handbreit geöffnet und eine alte Frau linste heraus. Wenn ich zu Szepinski wollte, der wär garantiert im Garten. Ich liebe hilfsbereite Nachbarinnen in Kittelschürzen. Beim Spargel krank gemeldet, aber zu Hause beim Umgraben erwischt, das ist geradezu ideal - bringt ihm acht Wochen Alg-Sperre und mir eine nette Provision. Auf der Fahrt zum Schrebergarten kam endlich die Sonne raus. Ein klarer, sauberer Fall, dachte ich.

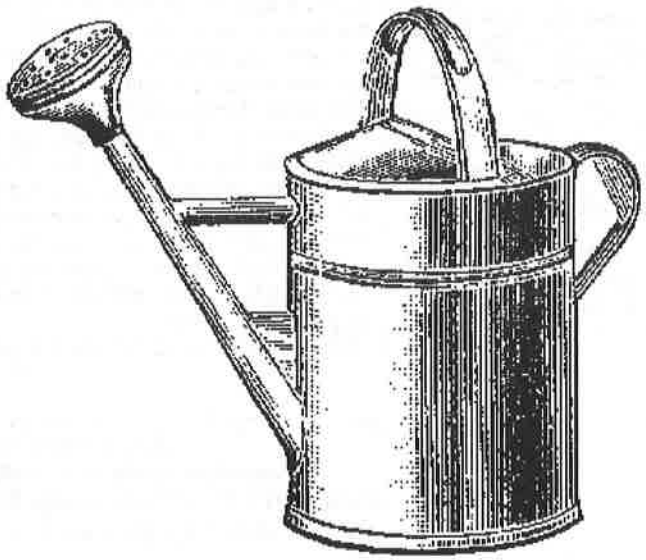
Der Schrebergarten "Bienenfleiß", wo Szepinski nach Auskunft der Nachbarin die Parzelle 117 beackerte, war ein Genuß für jeden Ordnungsfetischisten. Hart gestutzte Koniferen-Bataillone bewachten weiße Häuschen. Erdbeeren standen brav in Reih und Glied, und sogar die versprengten Löwenzähne benahmen sich anständig. In vielen Parzellen lagerten Gartenzwerge mit roter Mütze, Pfeifchen in der Hand, und auf dem Pfeiler des Eingangstors ruhte der General dieser Invasionsarmee: ein Riesenzwerg, vom großen Zeh zum Mützenzipfel glatt ein Meter lang.

Ich ging querdurch, aber das Gelände schien menschenleer. Kein Szepinski in Sicht. Das Vereinshaus war verriegelt, aber unten stand ein Fenster offen, und ich dachte, es könnte nicht schaden, einen kurzen Blick zu riskieren. Vielleicht war Szepinski ja drinnen damit beschäftigt, eine neue Zwergen-Lieferung auszupacken. Kaum hatte ich reingesehen, da wußte ich endlich, was meine Oma meinte, wenn sie rief: Mich trifft der Schlag! Auf einem großen Tisch lagen Papp-Tafeln mit Sprüchen: "Zerschlagt die Arbeitspflicht!" und "Fairer Lohn ist Menschenrecht!" Daneben ein Transparent: "Wer Spargel sticht und sich nicht drückt, der ist verrückt!" Ein Stützpunkt der berüchtigten Arbeitsscheuen Zellen. Und ich war direkt hineingestolpert.

Sofort weg hier, war mein erster Gedanke. Mein zweiter war: Wenn ich die AZ fasse, bin ich saniert. Aber dazu brauchte ich Zeugen, am besten amtliche. Ich sprintete zum Eingangstor, vorbei an dem Riesenzwerg, der mir jetzt höchst wachsam schien, geradezu lebendig und mit beweglichen bösen Augen. In einer Nebenstraße fand ich die Polizeiwache, besetzt mit einem dicklichen älteren Sheriff. Er las Sport im Westen und knackte dabei Erdnüsse. Als ich meine Geschichte herausgestammelt hatte, schüttelte er den Kopf: "Na sowas. Dann wollen wir uns die Sache mal ansehen." Er wuchtete sich hoch, versorgte umständlich Zeitung, Nußschalen und Brille und brachte mich auch sonst zur Verzweiflung. Zum Schluß hängte er noch ein Schild raus: "Mittagspause. Bitte warten".

Als wir das Vereinshaus endlich erreichten, stand die Vordertür einladend offen. Drinnen saßen fünf Schrebergärtnerinnen, alle so um die 50, bei Kaffee und Kuchen. Die Damen waren reizend, boten Torte an und fanden die Durchsuchung zum Schreien komisch. Mir war zum Heulen. Von Tafeln und Transparenten keine Spur. Der Sheriff begleitete mich bis zum Eingangstor. Als ich den Riesenzwerg auf seinem Pfeiler hocken sah, bin ich dann wohl etwas ausgerastet. "Ich schwöre Ihnen, die Sachen waren da. Dieser eklige Zwerg hat mir nachspioniert, und dann haben die mich verarscht." "Aber Frolleinchen", sagte der Sheriff, "der Zwerg, der lebt doch nicht. Bestimmt arbeiten Sie zuviel. Dann sieht man manchmal Sachen, die's nicht gibt. Nun gehn Sie mal nach Hause und schlafen bißchen." "Ich muß noch den Szepinski und drei andere Leute kontrollieren." "Ach, der Szepinski", sagte er nachdenklich, "um den kümmere ich mich, großes Ehrenwort. Und die drei anderen erwischen Sie morgen."

Da fuhr ich nach Hause, legte mich aufs Sofa und zog mir Krieg der Sterne 1 bis 3 und mehrere Gläser Glenfiddich rein. Meine Provision belief sich übrigens auf exakt null Euro. Die drei anderen tauchten noch am selben Nachmittag beim Spargelbauern auf. Szepinski reichte ein Attest rein: Allergie gegen Birkenpollen und Gräser, für landwirtschaftliche Tätigkeiten ungeeignet.



Bücher

Gabriele Cleve / Margret Jäger / Ina Ruth (Hg.)
Schlank und (k)rank. Schlanke Körper - schlanke Gesellschaft
DISS-Forschungsbericht 1997
Lean production, schlanker Staat, schlanke Gesellschaft - mit solchen Schlagworten werden zunehmend Konzepte lanciert, die nicht nur für ökonomische oder politische Diskurse von Bedeutung sind. Doch mit der Vorstellung einer schlanken und (k)ranken Gesellschaft werden auch die gesellschaftlichen Subjekte und ihre Selbstwahrnehmungsprozesse konstituiert.
Der Band gibt Einblicke in abgeschlossene und noch laufende Forschungsprojekte des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung und kooperierender WissenschaftlerInnen.
Ein Rezensionsteil zum Umfeld der Thematik rundet den Band ab.
1998, ca. 180 S., ca. 24 DM, ISBN 3-927388-62-9

Andreas Disselnkötter / Siegfried Jäger / Helmut Kellershohn / Susanne Slobodzian (Hg.)
EVIDENZEN IM FLUSS
Demokratieverluste in Deutschland
Modell D - Geschlechter - Rassismus - PC
Ende der 90er Jahre sind die Werte des Modells Deutschland ins Wanken geraten: soziale Sicherheit und sozialer Frieden, die Bundeswehr als Armee, getragen von Bürgern in Uniform, Ausländer als Mitbürger, das stetige Fortschreiten der Gleichberechtigung von Frauen und Männern.
Zunehmend setzen sich die Leitlinien der neoliberalistischen Wirtschaftsordnung durch und stellen selbstverständlich gewordene Lebensperspektiven in Frage. Demokratische Handlungsspielräume werden dabei eingeschränkt, und mögliche Alternativen fallen unter den Tisch.
Die AutorInnen zeigen in diesem Band Wege zur Resistenz gegen den Abbau von Demokratie sowie Konzepte, die dem Projekt Zivilgesellschaft zuarbeiten können.
1997, 315 S., 39 DM, ISBN 3-927388-60-2

Annelie Buntenbach / Helmut Kellershohn / Dirk Kretschmer (Hg.):
Ruck-wärts in die Zukunft
Zur Ideologie des Neokonservatismus
Die politisch-kulturelle Hegemonie des Neokonservatismus hat sich in den letzten Jahren gefestigt und durchdringt mit zunehmender Intensität die verschiedenen Bereiche von Staat, Kultur und Gesellschaft. Auch wenn die „Richtungswahl" im September 1998 mit einer Niederlage der Unionsparteien enden sollte: Eine Kehrtwende der Politik und des gesellschaftlichen „Klimas" ist damit noch lange nicht erreicht. Die bisherige neokonservative Politik hat Fakten und Strukturen geschaffen, die nicht ohne weiteres rückgängig gemacht werden können.
Im vorliegenden Buch analysieren die AutorInnen zentrale Aspekte dieses neokonservativen Projekts. Dabei liegt der zeitliche Schwerpunkt auf den 90er Jahren, in denen sich mit dem Zusammenbruch des Realsozialismus, der Eingliederung der DDR und dem Einstieg in die währungspolitische Integration Europas seine Rahmenbedingungen erheblich verändert haben.
1998, ca. 250 S., 28 DM, ISBN 3-927388-64-5

Annelie Buntenbach / Helmut Kellershohn / Dirk Kretschmer (Hg.):
***Ruck-wärts* in die Zukunft**
Zur Ideologie des Neokonservatismus

Siegfried Jäger / Dirk Kretschmer / Gabriele Cleve / Birgit Griese / Margret Jäger / Helmut Kellershohn Coerw Krüger / Frank Wichert
Der Spuk ist nicht vorbei
Völkisch-nationalistische Ideologeme im öffentlichen Diskurs der Gegenwart

Siegfried Jäger / Dirk Kretschmer / Gabriele Cleve / Birgit Griese / Margret Jäger / Helmut Kellershohn / Coerw Krüger / Frank Wichert
Der Spuk ist nicht vorbei
Völkisch-nationalistische Ideologeme im öffentlichen Diskurs der Gegenwart
Die Wahl in Sachsen-Anhalt hat offenkundig gemacht, was seit langem zu befürchten war: Das Gespenst einer autoritären Rechtsentwicklung ist keineswegs gebannt.
Eine solche Gefahr ist besonders dann gegeben, wenn sie von Personen und Institutionen ausgeht, die die gesellschaftliche Entwicklung des Landes beeinflussen können. Wenn diese sich Ideologien zuwenden oder Ideologien aufgreifen, die dazu geeignet sind, Rechtsverschiebungen einzuleiten, ist Gefahr im Verzug. Der Befund der vorliegenden Studie muß aufmerken lassen:
So finden sich markante Positionen in Wissenschaft, Wissenschaftsjournalismus und Politik, die sich mit "rechten" Ideologemen verbinden lassen.
Die Betrachtung des Print-Medien- und Alltagsdiskurses schließlich zeigt, daß dort solche völkischen Ideologeme aufgenommen werden.
1998, ca 290 S., ca. 29 DM, ISBN 3- 927388-63-7

Bestellungen richten Sie bitte an:
Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS)
Realschulstr. 51, 47051Duisburg, Tel. 0203 / 20249, FAX: 0203 / 287 881
Wir schicken Ihnen gerne auch ein Verzeichnis unserer Publikationen.